

Zeichnungen eines Fahrenden

Novellen, Studien und Erinnerungsblätter

von

Helene von Engelhardt = Pabst

Verfasserin von „Morgenrot“, „Wein-Album“,
„Hochzeitsreise“, „Normannische Balladen“,
„Windexrauschen“, „Beatennacht“, „Meine
Stärke und mein Schild“

Erster Band

Verlag von N. Kymmel
Riga

Zeichnungen eines Fahrenden

Novellen, Studien und Erinnerungsblätter

von

Helene von Engelhardt = Pabst

Verfasserin von „Morgenrot“, „Wein-Album“,
„Hochzeitsreise“, „Normannische Balladen“,
„Windesrauschen“, „Beatennacht“, „Meine
Stärke und mein Schild“

Erster Band

Verlag von N. Kymmell
Riga
1908

Ich habe meinen gesammelten Prosaschriften, deren erster Band hier vorliegt, einige erklärende Worte mitzugeben.

Es handelt sich darum, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, daß meine Prosa-Publikationen — Novellen, Studien, Humoresken u. — die in verschiedenen Zeitschriften erschienen, ursprünglich mit dem Pseudonym ‚Felix von Nordenstein‘ gezeichnet waren. —

Wenn ich auch später bei dem Pseudonym geblieben, nachdem ich mir längst über meine Berechtigung das betretene Feld weiter anzubauen klar geworden, so bestimmten mich mancherlei Erwägungen dazu. Erstlich hatte ich mich schon in meine Rolle gefunden, — in die Maske jenes Felix von Nordenstein, unter welcher ich plauderte. Dann erzählte sich auch manche abenteuerliche Episode (wie etwa die ‚Nacht im Chinesenviertel‘, die dem zweiten Bande einverleibt werden soll) leichter und bequemer in einer männlichen Verkleidung. Und endlich hatte ich mich eben unter jenem Namen mit Erfolg in der deutschen Presse eingeführt.

Wiesbaden, April 1908.

Helene von Engelhardt-Pabst.

Meiner geliebten baltischen Heimat

gewidmet

mit tiefgefühltem Dank
für alles was sie mir geboten.

„Die meiner Jugend Kränze trug,
Mir Ideale wies,
Und mir zu manchem stolzen Flug
Die Schwingen wachsen ließ.“

Register.

	Seite
Ein ungenialer Mann (Novelle)	3
Im Sagengebiet der grusinischen Heerstraße (Studie)	63
Funiculi, funicula (Erinnerungsblätter)	103
Weihnachtserinnerungen aus Victoria	131
Ein Sommertraum am Embach	155

Ein ungenialer Mann.

Erstes Kapitel.

Es war ein frohes Wiedersehen, als ich im Mai 1871 meinen einstigen Regimentskameraden, Gottlieb Friedner, in Reichenhall traf!

Ich erkannte ihn auf den ersten Blick, obwohl ich ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Sein Zug war verändert in dem lebensfrischen offenen Gesicht, mit den ehrlichblickenden Augen; vom Scheitel bis zur Sohle derselbe, wie er mir aus tausend guten und bösen Stunden im Gedächtnis stand.

Gottlieb Friedner war wohl ein Duzend Jahre jünger als ich.

Wenn wir trotzdem, in dem kleinen russischen Grenzstädtchen wo wir garnisonierten, als der neunzehnjährige Fähnrich zu uns eintrat, bald für geschworene Freunde galten, so war das in erster Linie den engen landsmannschaftlichen Beziehungen zu danken, die uns aneinander knüpften. Friedner war der jüngste Sohn einer hochgeachteten baltischen Pastorenfamilie, und ich entstammte einem Adelsgeschlecht derselben Provinz. Jedem von uns war der Name des andern längst vertraut und geläufig, ehe unsre Wege sich je gekreuzt hatten; so hielten wir bald beste Freundschaft, trotz des Altersunterschiedes.

In der Garnison scherzte man oft darüber, wie gut versorgt mit Geld dieser Sprößling eines kinderreichen

Pfarrhauses zu sein schien. Und, in der That, — Friedner machte keine Schulden, half aber willig mit, wenn es mal galt, einen armen Kameraden aus der Patzche zu ziehen. Da mußten die Wechsel, die er von Hause bezog, ja wohl recht voll gemessen sein. Hatten wir doch genug reiche Bürschen unter uns, deren Namen mit bedenklich hohen Summen in Moses Schmulz Schuldbuch verzeichnet standen. —

Freilich hatte Gottlieb auffallend mäßige Gewohnheiten. Er rauchte nicht. Er gab an unsern Spieltischen, der Gesellschaft halber nur den Zuschauer ab, und versicherte lachend, er könne kaum Biß von Treff unterscheiden, wenn man ihn zu aktiver Beteiligung drängen wollte. Und wenn nach einem über alle Gebühr ausgedehnten Trinkgelage so mancher Kamerad unterm Tisch hervorgeholt werden mußte, war der stoische Friedner prachtvoll zu gebrauchen, um die ‚Abgefallenen‘ nach Hause zu fahren. Um dieser Eigenschaften willen, war er bald in der Kameradschaft mit dem Beinamen ‚der Philister‘ bedacht worden. In aller Freundschaft natürlich! denn jedermann hatte ihn gern, und niemand konnte Neckereien gutmütiger hinnehmen als er.

Als aber der Krieg im Kaukasus entbrannte, da war es erstaunlich, wie der Philister seinen Platz ausfüllte. Vorgesetzte wie Kameraden waren heimlich verblüfft, und fanden in dem ‚guten Jungen‘ weit mehr als sie vermutet hatten. Sehr bald gab es keinen schwierigen Auftrag, zu dessen Ausführung man sich nicht gern des Philisters bedient hätte. Und wunderbar war es, wie leicht sein grader Sinn das Rechte traf, und wie er überall Wege sah und ging, wo die feinsten Köpfe vor tausend Hindernissen standen.

Gottlieb avancierte rasch, und zweimal während des Feldzuges wurden ihm Orden angetragen. Er wies die Auszeichnung zurück. Ich machte ihm die eifrigsten Gegendvorstellungen.

„Laß gut sein, Felix,“ sagte Gottlieb. „Du kennst ja meine Verhältnisse. Ich kann mit meinen Mitteln nur bei äußerster Vorsicht reichen . . . wo sollte ich an ein Geldopfer denken, welches so ein Orden mit sich bringt?“

„Aber Gottlieb, ich bitte dich . . . das ist doch kein Grund! Als ob du mich nicht jede Stunde anpumpen könntest!“

„Ich weiß, mein Alterchen, — ich dank dir. Aber ich mache keine Schulden. Du kennst mich! . . . Ich habe eine panische Furcht davor!“

Ich mußte wider Willen lachen:

„So nimm doch Vernunft an, Mensch! wie kann man so schwerfällig sein. Nimm von mir Geld, wenn du brauchst, und damit Basta!“

„Aber Felix, begreife doch! Wie kann ich Geld nehmen, wo ich zum Voraus weiß, daß ich es nicht abzahlen kann?“

„Da haben wir den Philister!“ rief ich ungeduldig. „Du wirst es ja abzahlen! Du wirst Karriere machen — ich bitte dich, — ein so famos beanlagter Mensch wie du!“

Gottlieb lachte, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

„Das ist wirklich gelungen! . . . ich habe nie in meinem Leben auch nur das kleinste Talent gehabt! — Spar deine Worte, alter Freund; mir ist als täte ich Unrecht, wenn ich das Geld nähme. Und schließlich, — was soll ich mit dem Orden?“

Nicht lange darauf zwangen Familienverhältnisse ihn, unerwartet seinen Abschied zu nehmen. — Es war schade darum. Er war einer unsrer tüchtigsten Offiziere, und hätte sicher seinen Weg gemacht. Wir sahen ihn alle mit lebhaftem Bedauern scheiden, und er selbst ging ungerne. Aber es war irgend eine Pflicht, die ihn rief, und in solchen Fällen gab es eben kein Befinnen.

Nach ein paar Jahren hörte ich einmal, ich weiß nicht durch wen, Friedner wohne in Stuttgart, — er habe dort irgend eine Anstellung. Dann quittierte ich selbst den Militärdienst, schloß mich einer Expedition zur Erforschung fremder Welttheile an, führte Jahre hindurch ein buntes Wanderleben und hörte nichts mehr vom einstigen Dienstkameraden. — —

Um so größer war meine Freude, als ich ihm im Sommer 71 unverhofft in Reichenhall begegnete.

Friedner war nicht allein. Er ging an der Seite einer ältlichen, sehr kränklich aussehenden Dame; einer jener stillen sympathischen Erscheinungen, bei denen man nicht recht weiß, ob die harmonische Ruhe ihres Wesens, die so wohlthuend wirkt, ein Ausfluß ihres Naturells, oder die schwermütige Errungenschaft langer tiefer Leiden ist.

Vor ihr ging ein junges Mädchen mit auffallend kindlichen Gesichtszügen und goldig schimmernden Haaren unterm breiten schlichten Schäferhütchen; neben ihr ein noch sehr jugendlicher Mann, der lebhaft auf seine andächtig lauschende Nachbarin einsprach.

Nach der Erkennungsszene und den ersten stürmisch gewechselten Fragen und Antworten, machte Friedner mich mit seiner Gesellschaft bekannt. Die beiden Damen waren Töchter unsrer baltischen Heimat, während ich im jungen Manne den Berliner zu erkennen glaubte.

Der Morgen war köstlich, und ich schloß mich dem gemeinsamen Spaziergange an. Auf Gräsern und Blüten blitzte der Tau, — die Häupter der Berge schimmerten weißbereift und ein frischer Schnee geruch schauerte von dort nieder in den blühenden Lenz um uns her. — Fröhlich plaudernd schritten wir vorwärts. Ich mußte von meinen Reisen erzählen, denn Friedner war ungemein stolz auf die Abenteuer des ehemaligen Kameraden. Alte lustige Reminiscenzen aus der gemeinsam verlebten Dienstzeit tauchten auf, und aus manchem lächelnden Wort, das Frau von D. in die Unterhaltung fließen ließ, ersah ich, daß sie meinen Freund schon länger kennen mußte, und auch ich ihr durch ihn nahe gerückt war.

Während des Gesprächs erfuhr ich denn auch allmählich mehr von den gegenseitigen Beziehungen der kleinen Gesellschaft, der ich mich angeschlossen. Das junge Mädchen war nicht die Tochter der älteren Dame, wie ich anfänglich vermutet hatte, als mir beide unter dem gleichen Namen vorgestellt wurden. Sie war eine Nichte der Frau von D., wie es schien, verwaisst, und seit ein paar Jahren unter der Obhut ihrer Tante. Der Jüngling neben ihr, dessen langes Haar und über seine Jahre würdevolle Haltung mich nicht übermäßig für ihn einnahmen, war ein Herr Saalfeld, Kurgast gleich ihnen, und schon im vorigen Sommer, wie aus der Unterhaltung hervorging, irgendwo mit den Damen zusammengetroffen.

Als ich später mit Friedner allein war, orientierte er mich über die näheren Verhältnisse. Frau von D. war seit Jahren verwitwet und lebte sorgenfrei von der Pension, die ihr nach dem Ableben des Gatten geblieben. Der Vater des jungen Mädchens, (Hilda hieß sie,) war ein entfernter Verwandter des verstorbenen Herrn von D. gewesen; ein

verarmter kurischer Edelmann und grundorigineller Kauz, der auf seinem schwerverschuldeten kleinen Gütchen lebte, in jener baltischen Ecke, wo Kurland mit Litthauen zusammenstößt. — Der alte Sonderling hielt mit niemandem Nachbarschaft, lebte in einer phantastischen Welt voll tiefer Gelehrsamkeit und hoher Ideen; und seinem einsam heranwachsenden kleinen Mädchen, welches, wie er in feierlichem Ernst zu versichern pflegte, eigentlich hätte ‚ein Jung‘ sein sollen, machte er auch nur diese seine Wunderwelt zugänglich. —

Als der alte Herr vor zwei Jahren starb und es sich erwies, daß seiner Tochter vom Besitz ihres Vaters nichts verblieb, als die staubigen Folianten, die sein Leben ausgefüllt hatten, da hatte die alleinstehende Tante das verwaiste Kind ganz zu sich genommen. Hilda war damals siebzehn Jahre alt, und scheu wie ein junges Waldreh! Friedner kannte zu der Zeit Frau von D. schon, die seit Jahren in Stuttgart lebte, — sehr zurückgezogen freilich, da ihre zunehmende Kränklichkeit ihr alle geselligen Verpflichtungen erschwerte. Erst mit Hilda war mehr Leben ins Haus gekommen; die Tante suchte jetzt den Verkehr, den sie früher gemieden, um die Befangenheit des Pflegekindes zu besiegen.

„Ich bin sehr oft bei ihnen,“ erzählte Gottlieb, „und muß überall raten und helfen. Wenn Hilda Gesangstunden braucht muß ich den Lehrer schaffen, und wenn der Pudel der Alten die Hände hat muß ich ihn kurieren.“ Und Friedner lachte herzlich.

„Das ist ja eine bevorzugte Stellung, die ihre Lasten mit sich bringt,“ meinte ich lächelnd.

„Was willst du? . . . die armen Frauenzimmer stehen so allein,“ sagte Friedner gutmütig. Und nach einer

Pause setzte er hinzu: „Eigentlich bin ich auch nur ihretwegen nach Reichenhall gekommen.“

Ja, das hätte er mir nun freilich kaum zu sagen gebraucht! Es war unschwer zu erkennen, wenn man ihn in Hildas Nähe sah, daß er bloß ihretwegen nach Reichenhall gekommen war. Auch daß Frau von D. ihn sichtlich bevorzugte und gern heranzog, ging aus ihrem Wesen deutlich hervor. Weniger leicht wurde es mir, über Hildas Gedanken ins Klare zu kommen.

Das junge Mädchen mit dem offenen kindlichen Gesicht wußte offenbar nichts von Koketterie, und hätte demgemäß leicht zu durchschauen sein müssen. Dennoch war das nicht so einfach, wie es mir auf den ersten Blick erschienen war. Sie sah Friedner zweifellos gern; wenn er einmal zur gewohnten Stunde ausblieb, vermißte sie ihn und schaute unruhig nach ihm aus; auch überwand sie im Geplauder mit ihm ihre natürliche Schüchternheit am meisten. Wenn sie aber zusammen sprachen, und Hilda mit den großen treuherzigen Augen unbefangen zu ihm emporsah, dann stand in diesem Blick klar und deutlich die vollständige Ahnungslosigkeit seiner Gefühle, — und er sah es so gut wie ich — und seufzte.

Zweites Kapitel.

In den ersten Tagen, die ich in Reichenhall verbrachte, neckte ich meinen Freund ein wenig mit seinen sporadischen Beschützerpflichten dem anmutigen Geschöpf gegenüber, und fragte einmal scherzend, ob nicht eine konstantere Rolle daraus erwachsen würde?

Wider mein Erwarten wurde Friedner sehr ernst und gab keine Antwort.

„Eine Zeitlang habe ich wohl selbst so etwas gehofft,“ begann er endlich aus freien Stücken; „aber das war, ehe sie den unglücklichen Dichter kennen lernte.“

„Den Dichter? . . . welchen Dichter?“ fragte ich betroffen.

„Ach, du hast ihn ja gleich am ersten Tage deiner Ankunft gesehen, — Saalsfeld!“ lautete die unmutige Erwiderung.

Saalsfeld! . . . der junge Mann mit den langen Locken, und der auffallend würdevollen Haltung!

„Schreibt er unter einem Pseudonym?“ forschte ich. „Ich hab seinen Namen niemals gehört.“

Jetzt lachte Friedner trotz seiner Mißstimmung.

„Bewahre! wie sollst du seinen Namen gehört haben? Er ist Handlungsbesessener in irgend einem Kaufmannsgeschäft, — was weiß ich! aber er dichtet und schreibt drauf los . . . zu seinem Privatvergnügen natürlich! . . . Immer à la Heine, weißt du!“

Und Gottlieb war aufgestanden und ging augenscheinlich verdrießlich mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Wie hat sich denn diese leidige Bekanntschaft angesponnen?“ fragte ich. „Für einen ernstlichen Bewerber scheint mir dein Dichter, wie du ihn nennst, übrigens stark jugendlich, von allen andern Bedenken ganz zu geschweigen.“

Friedner zuckte die Achseln.

„Er ist dreiundzwanzig Jahre alt,“ sagte er, meine erste Frage ignorierend. „Aber du wirst dein blaues Wunder haben wenn er zu perorieren anfängt! Dann hörst du einen erfahrenen, blasierten Mann, der Welt und Leben aus dem Effeff kennt. . . Wir älteren Leute können uns dann nur so verkriechen vor seiner jungen Weisheit! . . . Gott steh uns bei, Felix, — diese Komödie ist zu grün für uns!“

Mein armer Freund mußte sehr gereizt sein. Ich hatte ihn noch nie so bissig reden hören.

„Und nun erst seine Gedichte!“ fuhr er fort. „Das schwirrt da — von Liebe und Leidenschaft . . . von Seligkeit und Grausamkeit, — daß dir der Kopf wirbelt! — Und ‚Berrat‘ und ‚süße falsche Lippen‘ — und die ‚schilfernde Schlange‘, — und wer weiß was nicht noch! . . . Grauenhaftes Zeug, Felix,“ rief er, energisch vor mir stehen bleibend: „Grauenhaftes Zeug, sage ich dir! Und Hilda, das naive, gute Kind, horcht erstarrt, und bemitleidet ihn aufs innigste um seines Unglücks willen!“

Ich mußte herzlich lachen, so urkomisch war die Art, mit der Friedner seine Verzweiflung herausprudelte!

„Aufrechtig gestanden, Gottlieb, ist die Kleine übrigens ein Gänseblümchen, wenn ihr das imponiert,“ begann ich dann.

„Da tuft du ihr Unrecht, Felix und pudelst gründlich,“ versetzte Friedner lächelnd. „Hilda hat mehr Hirn, als die meisten niedlichen Mädchenköpfe; aber sie exaltiert sich leicht, und ist von einer überraschenden Welttunerfahrenheit. — Übrigens wäre diese ganze Schwärmerei nicht entstanden, wenn der vorigjährige Krieg nicht gewesen wäre,“ begann er nach einer Pause von neuem. „Ich ging damals als Johanniter mit nach Frankreich, — ich habe dir ja wohl davon erzählt. Nun, ich war mehrere Monate fort. Die beiden Frauen lernten diesen Saalfeld kennen, — aus jener Zeit stammt der Nimbus.“

„Was tat er denn um diesen Nimbus zu verbreiten?“ fragte ich. „Ging er als Freiwilliger mit? Hat er sich ganz besonders hervorgetan?“

„Das nicht! . . . aber er besang ihnen jede Schlacht,“ sagte Friedner kleinlaut.

„Dann bleib mir mit deiner Hilda gewogen,“ brauste ich auf; „das Mädchen ist eine Törrin!“

Friedner hob den Kopf und sah mich mit einem ganz eignen Ausdruck an:

„Du wirst noch anders sprechen, Felix. Du weißt nicht was in Hilda steckt. Sie ist ein wunderbares Mädchen.“ — — —

Ich blieb noch sechs Wochen in Reichenhall, und hatte zur Genüge Gelegenheit, meine Beobachtungen anzustellen. Friedner hatte nicht unrecht gehabt: Hilda war ein wunderbares Mädchen, und wunderbar waren die Kontraste, die in ihrem Geiste herrschten, und sich zu einem seltsam anmutenden Ganzen einten.

Hilda war ausgesprochen jünger als ihre Jahre — (sie zählte neunzehn,) — was sich schon in Gesicht und Haltung kundgab. Ich habe sechzehnjährige Dämchen ge-

sehen, die ihren Fächer schon routinierter handhabten, und mit dem Erröten nicht mehr den leidigen Kampf zu bestehen hatten, welcher Hilda immer noch das Gepräge eines zaghaften Backfischchens ausdrückte. — In peinlichster Verlegenheit, wenn sie auf die üblichen nichtigen Phrasen antworten sollte, welche im Verkehr junger Leute verschiedenen Geschlechts an der Tagesordnung sind, und vollständig unbewandert in jener Art Konversation, die wir so treffend mit dem Ausdruck ‚leeres Stroh dreschen‘ zu bezeichnen pflegen, flößte sie mir durch ihre Hilfslosigkeit ein beinahe zärtliches Mitleid ein. Dann setzte ich mich wohl zu ihr und fing irgend ein ernsteres Gespräch an.

Und es war erstaunlich, welche Wandlung in wenigen Minuten mit ihr vorgehen konnte! Der Kopf, der schüchtern gesenkt gewesen, hob sich, — die ganze Haltung wurde eine freiere, — die Augen, die so unsicher geblickt hatten, fingen zu glänzen an, und das verlegene Erröten der Verwirrung wandelte sich in die warme Farbe erhöhten geistigen Lebens. Dann trat ihre natürliche Schüchternheit in den Hintergrund und in lebendiger Rede erschloß sie den Schatz eines Geistes, dessen Ungewöhnlichkeit ich heimlich staunend anerkennen mußte. All die plaudernden, kichernenden, kokettierenden Figürchen, hinter denen sie eben noch zurückgestanden, — wie kamen sie mir nun so flach und gehaltlos vor, neben dieser ausgeprägten Individualität! — —

In solchen Momenten fiel mir das Märchen vom häßlichen Entchen ein, welches nur darum so anders war als die Herde, weil es eigentlich ein Schwan war. —

Wir waren viel zusammen, und — begünstigt durch das Band eines gemeinsamen Vaterlandes — wurde unser Verkehr bald ein vertraulicher. Die Ungezwungenheit

des geselligen Lebens, wie sie in einem Badeort naturgemäß die zusammengehörigen Gruppen sich enger aneinander schließen läßt, tat das ihrige dazu. Und endlich war Friedner, unser gemeinsamer Freund, ein großes Bindemittel gewesen.

Jetzt begegnete ich auch den jungen Saalfeld öfter bei den Damen, was Friedner herzlich verdroß, und auch mich, ehrlich gesagt, wenig erbaute.

Eines Nachmittags, — wir saßen in Frau von D.'s freundlichem Salon, und Hilda schenkte uns Kaffee ein, munter wie ein zwitscherndes Vögelchen, — erschien Saalfeld wieder, — diesmal ein kleines Buch unterm Arm tragend.

Hilda wurde unruhig. Ich saß neben Frau von D. und hörte, wie das junge Mädchen ihr im Vorüberhustchen ins Ohr flüsterte: „Bitt' ihn, Tantchen!“ Und dann wieder, „ich werd' ihn bitten! . . . darf ich ihn bitten?“

Endlich siegte ihre Ungeduld:

„D . . . haben Sie die Elegie da, von der Sie mir lezthm sprachen? . . . Ja? . . . O bitte, lesen Sie sie uns!“

Friedner versetzte mir unterm Tisch einen Fußtritt, als Saalfeld, nachdem er sich eine Zeitlang gesträubt, das elegant gebundene Büchlein durchblätterte und zu deklamieren anfang.

Es war das erste Mal, daß ich etwas von seinen Gedichten hörte. Die Verse waren nicht übel, aber etwas maniert, — ein Eindruck, der noch durch den pomp-haften Vortrag und das wahrhaft erschreckende Augenrollen des jungen Mannes verstärkt wurde.

Es waren Verse, die von einer teuren Verlorenen handelten; von den Augen, die er seit langen, langen

Sahren nicht mehr geschaut, — in denen einst ein Himmel
geglänzt. Verse, die im Munde eines dreiundzwanzig=
jährigen Sünglings lächerlich klangen. —

Das Gedicht war zu Ende. Saalfeld klappte sein
Buch zu. . . . Einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Ist sie tot?“ fragte plötzlich eine leise, bebende Stim=
me hinter mir.

Starr vor Staunen wandte ich meinen Kopf: hinter
mir stand Hilda, augenscheinlich sehr erregt, große Tränen
in den treuherzigen Kinderaugen. Sie hatte wahrhaftig
alles für heiligen Ernst genommen, — harmlos wie ein
Kind das Märchen glaubt, das man ihm erzählt!

Ich hatte Mühe mich des Lachens zu erwehren, und
auch um den feinen Mund der Tante sah ich einen Mo=
ment ein leichtes Lächeln zucken.

Des Dichters Stirn verdüsterte sich.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er dumpf; „ich habe sie
nie wieder gesehen.“ — —

Nachdem Saalfeld gegangen war, platzte Friedner
unvermittelt heraus:

„Wie ist es nur möglich, Fräulein Hilda, daß Sie an
diesem abgeschmackten Zeug Gefallen finden?“

Hilda wurde dunkelrot!

„Ich weiß nicht, ob es einen Menschen auf der Welt
gibt, der prosaisch genug ist, daran keinen Gefallen zu
finden,“ gab sie beleidigt zurück.

„Mag es immerhin prosaisch sein,“ sagte Gottlieb,
und sein hübsches offenes Gesicht verdüsterte sich; „aber
ich kann mich nicht für ein Nachwerk erwärmen, welches
den Stempel des Unwahren trägt.“

„Stempel des Unwahren?“ . . . Hildas Augen flamm=
ten! „Friedner, ich begreife Sie gar nicht! Wie können

Sie über einen Menschen spotten, der so viel gelitten hat?!"

„Aber Hilda!“ Friedner war erregt auf sie zuge= treten: „Seien Sie doch verständig, Fräulein Hilda! Nehmen Sie denn das alles für bare Münze?“

„Hildachen, du bist leichtgläubig wie ein zehnjähriges Kind,“ mischte sich die Tante jetzt lächelnd in den Streit der erhitzten Parteien: „Sei überzeugt, Saalsfeld besingt Dinge, die er nie durchgekostet hat.“

„Tantchen, das ist unmöglich! Kein Mensch kann etwas besingen, was er nicht empfunden hat!“ Hildas Augen blitzten; sie war sichtlich durchdrungen von der Wahrheit ihrer Behauptung!

„Und woher wissen Sie das so genau, Fräulein Hil= da?“ fragte ich belustigt.

„Woher ich es weiß?“ Hilda warf den Kopf zurück. „Weil ich selbst dichte.“

„Ah,“ sagte ich überrascht. „Davon habe ich bis jetzt noch nichts gewußt.“

„Es ist leider auch sehr wenig wissenschaftlich,“ gab sie jetzt kleinlaut zur Antwort. — Mit dem kühnen Ge= ständnis schien ihre kampflustige Stimmung gewichen zu sein. „Man kann eben nur besingen, was man erlebt; und da ich nichts erlebe, kann ich auch nichts Gescheites dichten.“

Und sie stand vor uns, — ein Bild tiefer Niederge= schlagenheit!

„Ja, wenn ich solch ein gesegnetes Geschöpf wäre, wie Sie,“ wandte sie sich zu mir: „wenn ich in Grie= chenland und Aegypten gewesen wäre, — und weiß der Himmel wo sonst noch! . . . Ich aber kenne von der ganzen weiten Gotteswelt nur Stuttgart, Reichenhall, und

unsere kleine litauische Ecke zu Hause! . . . Und da soll ich dichten? . . . Ich weiß es ganz genau, ich sterbe noch einmal an Wanderlust!“

„Nun, vorläufig leben Sie noch, Fräulein Hilda,“ lachte Friedner; „darum ängstigen Sie uns nicht mit Todesgedanken, sondern holen Sie Ihre Verse her und zeigen Sie sie meinem Freunde.“

Mit der Ungeziertheit, welche ihr ganzes Wesen kennzeichnete, ging Hilda augenblicklich und kehrte gleich darauf mit einem Heftchen zurück, das sie mir unbefangen hinhielt.

„Das wird sich nach Saalfelds Elegie herzlich schlecht ausnehmen,“ sagte sie resigniert. —

O wenn sie gewußt hätte, wie gut es sich darnach ausnahm! Es durchschauerte einen belebend, wie frischer Waldgeruch nach Moschusdüften!

Von Kunst war freilich nicht viel zu spüren . . . die Form war primitiv wie der Inhalt: Kinderträume, — Backfischideen, — die traute kurische Heimat, — die glühende Wandersehnsucht. . . . Ja das war klar: hier war nur Selbsterlebtes besungen; aber die Wahrheit der Empfindung wirkte herzerquickend!

„Darf man denn da blättern wo man will?“ fragte ich lächelnd, nachdem ich aufs Geratewohl das Büchlein aufgeschlagen und drei oder vier kleine Gedichte gelesen.

„Gewiß,“ nickte Hilda. „Ich habe keine Geheimnisse.“

„Wirklich? . . . aber vielleicht doch irgend eine kleine Schwärmerei?“ neckte ich.

„Ach, — die ist ja auch kein Geheimnis,“ antwortete Hilda unschuldig.

„Gottlieb,“ begann ich auf dem Heimwege zu Friedner, „ich bin jetzt meiner Sache ganz sicher. Du bist in einem Irrtum befangen, was Hildas Gefühle für den

Dichter betrifft. Wenn das Mädchen den jungen Saalsfeld lieben würde, — sie würde erröthen bei dem bloßen Gedanken, daß jemand ihr Fühlen für ihn ahnen könnte. — Statt dessen — du hast's ja gesehen: die jungfräuliche Scham, die immer zugleich mit der echten Liebe des Weibes erwacht, schlummert noch ahnungslos in ihrem Kinderherzen. Eine mädchenhafte Verliebtheit mag es sein, — eine romantische Schwärmerei meinetwegen, und ein Mißverstehen der eignen unklaren Empfindungen, — eine wahre, tiefe Liebe ist es nie und nimmer!“

Friedner hatte mich ruhig ausreden lassen. Auch als ich zu Ende war, schwieg er eine Weile.

„Es mag schon sein, daß du recht hast,“ begann er dann ernst. „Fast glaube ich selbst, was du da sagst. Um so größer aber ist die Gefahr, in welcher Hilda schwebt. Sei überzeugt, Felix, wenn Saalsfeld den Augenblick ergreift und ihr seine Liebe gesteht, so hat er ihr Jawort, — und sie träumt sich in allen Himmeln, besingt ihren Ritter und ihr Glück . . . bis sie eines Tages verwundert die Augen aufmacht und erkennt, daß alles, was sie besang, nur in ihrer Phantasie vorhanden war.“

Wir schritten einige Minuten schweigend weiter, jeder mit feinen Gedanken beschäftigt.

„Übrigens,“ fuhr Friedner nach einer Pause fort, „hat mich diese Schwärmerei für Saalsfeld immerhin etwas gelehrt. Saalsfeld ist nicht der Mann mit dem Hilda glücklich werden könnte; das fühle ich wohl. Mit mir aber könnte sie es auch nicht, Felix; Etwas fehlt mir . . . ich weiß nicht recht wie es zu bezeichnen . . . aber es ist ein ganz bestimmtes Etwas, ohne welches Hilda nicht sein kann. Das ist mir in dieser Zeit ganz, ganz klar geworden. — — Ich habe jedem Wunsch entsagt: ich

liebe das Mädchen zu ehrlich, als daß mir ihr Glück nicht über alles ginge. Aber ich bewache sie jetzt unaufhörlich, damit Saalfeld keine Gelegenheit findet, sich zu erklären. Gott behüte das liebe Geschöpf davor, das Opfer einer Selbsttäuschung zu werden.“

Gottlieb sprach so einfach und ruhig, — so männlich gefaßt in seiner Entsagung, daß mich der verhaltene Schmerz in seinen Worten tiefer bewegte, als es ein leidenschaftlicher Ausbruch zu tun vermocht hätte.

Ich schlang meinen Arm in den seinen, während wir uns schon meiner Wohnung naheten, und drückte ihn herzlich. —

„Sei nicht voreilig, Gottlieb,“ sagte ich eindringlich. „Glaubst du, daß wir einen jungen Mädchenkopf richtig verstehen können? Ich wette, das sind nichts als romantische Grillen, die in Hildas lebhafter Einbildungskraft spuken! In einem Jahr schon wird sie ganz anders denken.“

Friedner sah mich an.

„Niemals, Felix! täusche dich nicht: was dir romantische Grillen scheinen, das ist des Mädchens eigenste Natur. Es kann jeder nur auf seine Art glücklich werden. . . . Gott lasse sie finden, was sie zu ihrem Glücke braucht.“

„Und ich sage dir, Gottlieb, bleib' in ihrer Nähe; und es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß sie nicht deinen Wert erkennt, — daß sie dich nicht lieb gewinnt so wie du bist, und ihre phantastischen Torheiten vergißt! — Mein Gott, — ich bin ein Stück älter als du, — aber ich fühle doch, daß Hilda kein Mädchen ist, welches man leicht aufgibt.“

In Gottliebs Augen flammte es seltsam:

„Leicht oder schwer . . . laß gut sein, Alterchen, du kennst mich.“

Drittes Kapitel.

Die Zeit verstrich und der Termin meiner Abreise rückte heran.

Ich verbrachte den letzten Abend in Reichenhall bei Frau von D. — Gottlieb hatte ich gebeten, mich diesmal nicht hinzubegleiten; denn ich war in mir entschlossen, nicht abzureisen, ohne mit Hilda über meinen Freund gesprochen zu haben.

Die Gelegenheit dazu wurde mir durch die Tante selbst geboten. Bei meinem Eintritt war Hilda nämlich nicht zugegen, trat aber eine Minute nach mir erhitzt ins Zimmer:

„Sieh, Tantchen, er hat Gedichte geschickt.“

Als sie mich erblickte, wurde sie ein wenig verlegen, und lachte: „O, ich glaubte Tantchen sei allein!“ Und unter dem Vorwand den Tee zu bereiten, zog sie sich gleich wieder zurück.

„Der ‚Er‘ ist natürlich der junge Saalfeld?“ fragte ich die Tante.

„Freilich,“ sagte Frau von D. lächelnd. Dann aber nahm ihr Antlitz einen erregten Ausdruck an, und sie begann nachdenklich.

„Ich muß gestehen, daß ich zuweilen große Sorge um dies Kind empfinde; und wenn ich daran denke, wie nahe bei meiner Kränklichkeit die Stunde sein mag, wo sie

allein auf Erden dasteht, dann zittre ich um das Mädchen! — Um Hilda richtig zu beurteilen, muß man ihre Erziehung gekannt haben. Ihr Vater, der Vetter meines verstorbenen Mannes, war ein trefflicher und tiefgelehrter Mann. Seine Gattin, die er schwärmerisch geliebt, verlor er, als das kleine Mädchen, (das, seiner Behauptung gemäß, eigentlich hätte ein Jung' sein sollen,) kaum vier Jahre alt war. Die Kleine hatte das süße Gesicht, die liebevollen Augen und die zarte Gesundheit der Frühverstorbenen; und wurde — trotz des Verdrußes über das verfehlte Geschlecht — das Kleinod des vereinsamten Mannes.

Hilda verbrachte sehr bald ihr junges Dasein zur Hälfte beim Vater, und zur Hälfte bei einer alten Wärterin, die schon die Kindheit ihrer Mutter bewacht hatte. Das waren denn freilich sonderbare Kontraste, zwischen denen ihre Kinderjahre dahinslossen; und eben diese Kontraste haben sich in ihrer Geistes-Entwicklung abgespiegelt. —

Der alte Herr von D. unterrichtete sie mit männlichem Ernst, und gab ihr die gediegene wissenschaftliche Bildung, die ‚der Jung‘ gekriegt hätte, wenn's einer gewesen wäre. — Wenn Hilda auch kein Französisch plappert, wie man es sich in den Mädchen-Instituten aneignet, so liest sie dafür ihren Homer in der Ursprache, wie ein Abiturient. —

Von den ernstesten Studien erholte sich das Kind bei der treuen Wärterin. Die alte Mahringe, die weder lesen noch schreiben konnte, hatte den Kopf voll Sagen und Märchen, und unterhielt die Kleine stundenlang durch die abenteuerlichsten Geschichten, und das Singen lettischer Volkslieder. — Gespielen hatte das arme Ding nicht. Wurde ihr das Köpfchen zu heiß von all der Gelehrsam-

keit der einen, und der bunten Phantasterei der andern Seite, so lief sie in den Wald, der sich dicht vom heimischen Garten bis nach Litauen hinein erstreckte, und hörte den Vögeln zu. — Was die ihr gesungen haben, weiß ich nicht, aber Hilda hat mir erzählt, da habe ihr Herz doch noch ganz anders geschlagen, als bei Pappas Geschichten aus der Odyssee, und Mahringes Märchen von der verwunschenen Prinzessin! —

Mein alter Better war stolz darauf, wie leicht und freudig dieses Mädchen — ‚dieser Jung‘ — alles faßte! Und die alte Mahringe staunte, wie das Kind zuweilen auf ihre Melodien ganz neue Verse sang, die Mahringe selbst nicht kannte. — Das Mädchen trug eine Dichterseele in sich; und gewiß ist es, daß diese einsame Jugend mit dazu beitrug, den Funken in ihr zur Flamme zu entfachen. Aber ebenso unverkennbar ist, daß ein drittes Element fehlte, welches zur harmonischen Entwicklung notwendig gewesen wäre. Meine Hilda ist überall zu Hause, — nur nicht im wirklichen Leben! Sie kommt mir vor, wie jemand, der wohl das Schwimmen und Fliegen gelernt hat . . . aber nicht zu gehen versteht! Sie plätschert wie ein Fischlein im Meer der Wissenschaft, und steigt auf kräftigen Schwingen in jene Region empor, wo die Träume und Ideale wohnen; aber ihre Weltkenntnis ist geradezu rührend, ihre Leichtgläubigkeit diejenige eines ungeschulten Kindes. Ich weiß nicht, wie das eigenartige Geschöpf allein durchs Leben kommen soll!“

„Nun,“ sagte ich, wir wollen hoffen, daß die Zeit noch fern ist, da Sie Hilda verlassen müssen, gnädige Frau. Übrigens werden wenige Jahre Ihrer Richte geben, was ihr fehlt. Derartige Naturen lernen schnell; und Hildas Anlagen sind so schöne, daß sie edle Früchte zeitigen

müssen, sobald das Leben ihr nur etwas mehr Reife gibt. —

„Ich habe das liebe Mädchen mit warmem Interesse beobachtet,“ fuhr ich nach einem Moment des Stillschweigens fort; „um so mehr, als ich wußte, wie sehr meines Freundes wackres Herz an ihr hängt.“

Frau von D. sah lebhaft auf.

„Ja, — Friedner liebt das Kind; und ich wäre glücklich und ruhig gewesen, sie in so treuen Händen zu wissen,“ setzte sie warm hinzu.

„Und ahnt Fräulein Hilda meines Freundes Gefühle für sie?“ fragte ich lebhaft interessiert.

„Ich sprach ihr heute zum ersten Mal davon,“ sagte Frau von D. ein wenig zögernd.

„Wirklich? . . . das ist mir um meines alten Rame-
raden willen sehr wissenswert! Und wie nahm Ihre Nichte
das Gespräch auf?“

„Ach, es ist ein Leiden mit dem Mädchen,“ gab Frau von D. halb lachend und halb unmutig zur Antwort. „Zuerst war sie sehr erstaunt und bestürzt; aber eine Stunde später kam sie mit einem lateinischen Gedicht zu mir, das sie mir Wort für Wort übersetzte. Darin beschwor sie denn ‚den Mann des Friedens‘, wie sie ihn anredete, seine Liebe einem andern Mädchen zuzuwenden, das ehrbar in Küche und Keller zu schalten wisse und sich nicht verblenden zu lassen, von tollen litauischen Waldhexen.“

Soweit hatte Frau von D. erzählt, als sich die Thür aufthat und Hilda im Rahmen derselben erschien. Wie sie so dastand, ein herzigeß Lächeln auf dem süßen Gesichtchen, die weichen Locken goldig glänzend, die schlanke anmutige Gestalt voll beschienen vom roten Licht der untergehenden

Sonne, — das mußte ich mir heimlich gestehen, daß die litauischen Waldhegen, wenn sie so aussähen, eine sehr liebliche Gattung sein müßten.

Wir tranken den Tee auf dem Balkon und plauderten noch spät, als schon längst die Sternenpracht über unsern Häuptern aufgegangen war.

Abendliche Stille ruhte über dem Städtchen. Die letzten Spaziergänger waren schon lange vom ‚Molkenbauer‘ zurückgekehrt. Hier und da kam noch eine verspätete Gesellschaft vorüber, welche dem alten Zwiesel nicht früh genug hatte Valet geben mögen; oder ein Wagen rollte vorüber, vom sonnigen Mauthäusel heimkehrend, die genußmüden Insassen schlummertrunken in die Rißen gelehnt. Sonst herrschte schon die schweigende Sommernacht um uns her.

Ich hatte das Gespräch absichtlich auf die Zeit meiner militärischen Laufbahn gelenkt, und war dabei, wie ganz von selbst auf Friedner zu sprechen gekommen.

Ich erzählte von seiner schweren Jugend, von den Kämpfen, die er zu bestehen gehabt, um sich im Leben emporzubringen. Ich erzählte kleine Episoden aus gemeinsam verbrachten Jahren, die am besten geeignet waren, seine rührende Selbstlosigkeit, seine Pflichttreue, seinen unerschrockenen Mut im Felde darzutun. — Ich sprach von seiner schlichten Frömmigkeit, von seinem rechtschaffenen Sinne, der noch immer auch die schwersten Wege unbeirrt gegangen, sobald er sie für Recht erkannt.

Frau von D. hatte sich ins Zimmer zurückgezogen; Hilda hielt den Kopf gesenkt und hörte schweigend zu. Ich sah an ihrer verlegenen, niedergeschlagenen Miene, daß sie sehr wohl empfand, warum ich das alles erzähle. —

Als ich schwieg, trat eine lange Pause ein.

Endlich erhob Hilda den gesenkten Kopf und sah mich

an. Es lag eine komische, ratlose Betrübniß auf dem guten, kindlichen Gesichte:

„Er ist so ungenial,“ sagte sie leise. — —

Ich verstand sie gut. — Die kurze Antwort sagte alles. Das war der eine zwingende Grund für diese Natur, das Etwas, das stärker war als sie! — — Sie mochte die Empfindung haben, als tue sie ihm ein Unrecht; denn große Tränen standen in ihren Augen. Sie mochte fühlen, daß er wohl Liebe verdienen könne, — aber sie konnte ihm keine geben: er war ungenial . . . das war die unausfüllbare Kluft zwischen ihnen.

„Mein teures Fräulein Hilda,“ sagte ich traurig: „wollte Gott, wir hätten viel solcher ungenialen Menschen! die Welt wäre besser als sie ist. Glauben Sie es meiner Erfahrung, daß man im Leben noch öfter sogenannten ‚genialen‘ Menschen begegnet, als einem echten, ganzen Herzen. Aber Sie kennen das Leben nicht, und darum fällt Ihre Schätzung nicht richtig aus. Die Leute sind verschieden geartet: der eine geht mit aufs Schlachtfeld und trägt die Verwundeten auf seiner Schulter aus dem Getümmel; der andre genießt sein Leben in anmutiger Damengesellschaft und — besingt jede Schlacht. . . . Der eine macht keine Worte — und der andre viele. . . . Es fragt sich, wo die echte Poesie steckt. — Kind, Kind! das Leben wird Sie noch viel lehren.“

Es war spät geworden, und ich erhob mich bald darauf zum Gehen.

Der Abschied von den lieben, ungekünstelten Menschen, denen ich hatte so nahe treten dürfen, tat mir wehe, so sehr ich mich im Leben an Kommen und Gehen gewöhnt hatte. — Auch Frau von D. war sichtlich bewegt, und Hilda weinte, als sie mir beide Hände reichte.

„Sagen Sie wenigstens, daß Sie mir nicht böse sind,“ bat sie mit kindlicher Gebärde.

„Ihnen böse sein? . . . Ja, weshalb denn?“ fragte ich erstaunt.

„Nun, um dieses wunderbar guten Friedners willen, den sie mir so angepriesen haben,“ schluchzte sie kläglich!

Ich lächelte, als ich die kleinen Hände an meine Lippen zog und der blonde Kopf sich über mich neigte.

„Nein, nein, Kind, — es wäre wahrhaftig ein Kunststück, Ihnen böse zu sein . . . selbst für einen Mann, der Ihr Vater sein könnte,“ setzte ich hinzu.

Hilda lachte durch ihre Tränen: „Ach, mein Vater war mir auch nie böse!“

Viertes Kapitel.

Früh am nächsten Morgen verließ ich Reichenhall.

Es war der erste Juli, und ein entzückender Sommermorgen. Ich hatte mein Gepäck vorausgeschickt und ging selbst zu Fuß durch die Ramsau nach Berchtesgaden. Friedner gab mir das Geleit. —

Noch war die Sonne nicht über den Bergeskämmen erschienen, als wir unsre Wanderung antraten, aber um die Felszinnen webten ihre Strahlen, und das Thal dampfte dem Licht entgegen.

Wir waren beide ernst gestimmt und wanderten nach kurzer Unterhaltung ein Weilchen schweigend nebeneinander her. Friedner fing im schweigenden Dahinschreiten wie in Gedanken versunken zu pfeifen an . . . leise und träumerisch zuerst . . . das war ein kleinrussisches Soldatenlied . . . und wie ich lauschte, stiegen alte, fernliegende Szenerieen vor meinem geistigen Auge empor: Die imposanten zackigen Felsenmassen des Kaukasus . . . die abenteuerlichen ‚Aulsk‘ der Bergvölker, wie Schwalbennester an den nackten, steilen, unzugänglich scheinenden Zinken klebend. . . . Die schäumenden, wild dahintosenden Wasser der Gebirgsströme, — und der felszerrissene Daggestan mit seinen ausgehöhlten Klüften und ragenden Klippen . . . und jetzt vor uns Schamils trostige Feste, auf dem gewaltigen Bergkegel Gunib! . . .

Es ist eigen, was einem so eine alte Melodie alles erzählen kann! — Dieses kleinrussische Soldatenlied hatte der Vorsänger des Regiments, der sogenannte ‚Sapjewalla‘, damals angestimmt, — an jenem glühenden Augusttage, als wir diese letzte Zwingburg des heldenmütigen kaukasischen Fürsten stürmten!

Immer lauter piff Friedner . . . seine Wangen hatten sich gerötet, sein Haupt schien höher erhoben . . . Ich schritt im Takte neben ihm her . . . laut pochte mein Herz! . . . Ich sah im Geiste unsere stürmende Schaar in vollem Lauf die Höhen hinan eilen, — von Kartätschen umfaust . . . allen voran der ‚Sapjewalla‘, sein Lied singend . . . jetzt Friedner — dicht hinter ihm . . . jetzt neben ihm . . . jetzt vor ihm . . . und jetzt oben als erster, die Uniform von Blut überströmt, — die Fahne schwingend bei donnerndem Hurra! . . . Und jetzt war nichts mehr von Friedner zu sehen, — und wir alle vorwärts . . . an ihm vorüber . . . über ihn weg! . . .

Gedenkst du noch des 25. August 1859, Gottlieb?“ bricht es in seltamer Bewegung von meinen Lippen.

Friedner hält im Pfeifen inne und sieht mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an:

„Könnte ich so etwas je vergessen, Felix?! — wie aufopfernd hast du mich damals gepflegt!“

Wunderlichster aller Sterblichen! . . . das erste, was ihm bei jener Erinnerung in den Vordergrund trat, war, daß ein anderer etwas für ihn getan hatte!

„Du hättest eine große Zukunft gehabt, wenn du weiter gedient hättest,“ sagte ich nach einer Pause.

„Ja, — ich hatte viel Glück,“ meinte er gedankenvoll; „mein Leben hätte sich wahrscheinlich ganz anders gestaltet.“

„Hier bist du so gar nicht recht an deinem Platz, Gottlieb,“ begann ich wieder. „Du solltest dich nach was anderm umsehen.“

„Geht nicht, Felix, geht nicht,“ sagte er ruhig. „Erstlich — wenn man was andres suchen will, muß man auch die Mittel haben, auf was andres warten zu können. Und dann . . . denke an meine alte franke Mutter! . . . Wie soll sie mich missen? Die Töchter sind verheiratet, — meine andern Brüder . . . der in Odessa . . . und der in England. . . . Jeder in seinem Beruf. — Soll ich die gelähmte Greisin verlassen?“ Und Friedner blieb stehen und sah mir groß in die Augen, — mit einer jener charakteristischen Handbewegungen, die so speziell im baltischen Blut zu liegen scheinen.

„Ich kann wohl jährlich auf ein paar Sommerwochen von ihr gehen, — auch mal auf einige Monate, wenn etwas Wichtiges mich ruft. Aber meinen Lebensberuf wo anders suchen? . . . Nein, nein, mein Alterchen, — mein Platz ist hier. — Ich gebe zu, daß er weder sehr angenehm, noch sehr vorteilhaft ist, — und . . . nun ja, ich bin ja ein egoistischer Kerl und leide darunter. Aber weißt du . . . sei ein Mensch noch so schlecht, schließlich kann er doch nicht nur an sich allein denken!“

Es war mittlerweile heiß geworden und wir näherten uns dem verabredeten Zielpunkt der gemeinsamen Wanderung.

Nicht fern von uns sahen wir einen jungen Maler an seiner Staffelei sitzen, augenscheinlich vollständig in seine Arbeit vertieft. Es war ein interessanter Kopf und fiel mir auf durch den eigentümlichen Kontrast zwischen der denkenden tiefensten Stirn und dem heitern, fast kindlichen Zuge um den Mund.

„Das ist ein Münchener Kunstschüler,“ sagte Friedner leise zu mir. „Er hat Verwandte in Stuttgart, — ich selbst kenne ihn nur vom Ansehen. Er heißt Leo Rotbuch und ist ein paar Jahre Kaufmann gewesen, weil sein Vater absolut nicht leiden wollte, daß er Künstler werde. — Nach dem Tode des Alten hat er das Geschäft verlassen, in das man ihn gesteckt hatte, und ist mit fünf und zwanzig Jahren noch auf die Kunstschule gegangen. — Er soll sehr begabt sein und von eisernem Fleiß beseelt. Seine Lehrer sagen, er müsse ein paar Jahre nach Italien. Er aber ist ein armer Schlucker und lebt von dem Unterricht, den er erteilt.“

Jetzt hatten wir plaudernd das Wirtshaus erreicht. Wir bestellten einen Imbiß und rasteten eine Stunde, im wohlthuenden Schatten des gastlichen Obdachs.

Dann trennten sich die Wege. —

Handschlag und Umarmung! . . .

„Lebwohl, Gottlieb! — lebwohl, alter Kamerad!“

„Auf Wiedersehen, Felix, — auf Wiedersehen!“ . . .

Ich zog einsam meine Straße weiter und Gottlieb Friedner kehrte nach Reichenhall zurück.

* * *

Anfang September bekam ich folgenden Brief von Gottlieb aus Stuttgart:

Teurer alter Waffenbruder!

Ich bin so glücklich wie schon lange nicht in meinem Leben! Du wirst Dich auch freuen: Denke nur, Hilda ist verlobt, — aber nicht mit dem Dichter. Erinnerst Du Dich noch des jungen Malers, an dem wir in der Ramsau vorübergingen? Nun, er war auf einer Wande=

rung nach Reichenhall begriffen; wir machten den Weg zusammen und ich stellte ihn bei Frau von D. vor. Drei Wochen hindurch waren wir dort täglich zusammen und machten die schönsten Ausflüge gemeinschaftlich. Ende Juli kehrten wir nach Stuttgart zurück, und Rotbuch schloß sich uns an, um seine Verwandtschaft nach längerer Zeit zu besuchen. Na, — was soll ich weitläufig sein . . . Du begreiffst schon. . . Am ersten September gab es ein Brautpaar!

Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, Felix! Rotbuch ist ein ganzer Kerl, und er vergöttert das Mädchen. Siehst Du, das sind zwei Menschen, die sich verstehen! Es ist ein Glück dort im Hause, daß einem das Herz lacht, wenn man das Bärchen ansieht.

Hilda wird wahrhaftig noch eitel: sie trägt nur blau . . . Du weißt, das kleidet sie besonders. — Es ist merkwürdig, warum man das Mädchen immer ansehen muß, — sie ist doch keine Schönheit.

Die alte Frau von D. sieht auffallend abgängig aus! Es ist ein Jammer um die liebe Frau, — ich glaube, ihre Tage sind gezählt. Ich rede ihr zu, die Hochzeit recht bald stattfinden zu lassen; dann hat das Kind doch eine Heimat.

Rotbuch ist zwar ein armer Junge, aber sein Lehrer interessiert sich für ihn und hat ihm zum Januar eine Stelle mit festem Gehalt zu verschaffen gewußt. Es ist nicht viel, aber Frau von D. wird auch einen Zuschuß geben; und dann hat er sein Genie, und gewiß eine große Zukunft. — Daß zwei so geniale Menschen arm sein müssen! . . . ich denke immer, daß paßt nur für solche Käuze wie ich bin.

Aber ein Mordskerl ist doch der Rotbuch, daß er

den Dichter aus dem Felde geschlagen hat! — Pfui, es ist eigentlich gemein von mir, daß ich kein Mitleid mit Saalfeld habe! es ist merkwürdig, wie viel Bosheit doch im Menschenherzen steckt! Saalfeld war ja kolossal weg fürs Mädchen . . . das konnte man bei all seiner Macherei doch klar sehen. Er sprach schon davon, Beziehungen zu einem Stuttgarter Handelshause zu suchen, — Andeutungen, die Frau von D. sehr kühl aufnahm, während Hilda entzückt war über die Idee, der geniale Jüngling könne vielleicht in dieselbe Stadt übersiedeln. — Na, jetzt kann der arme Junge getroßt bleiben wo er ist. Aber es muß bitter sein, auf ein solches Mädchen zu verzichten, wenn man sich schon seiner Sache sicher gewähnt. Weißt Du, sie ist auch nicht so, daß man sich nur so ein bißchen, Späßes halber, in sie verlieben könnte; das ist eine von denen, wo es heißt — ,wenn schon, denn schon!'

Wie dem auch sei, — Hilda ist glücklich, und das ist die Hauptsache. Zur Hochzeit solltest Du eigentlich nicht fehlen; Du hattest bei den D.'s von Anfang an einen Stein im Brett. Ich denke, im Oktober wird es so weit sein.

Und somit behüt Dich Gott, alter Freund! Hoffentlich auf frohes Wiedersehen!

Dein ‚Philister‘.

PS. Wenn meine alte Mutter nicht wäre, ginge ich nach Hildas Hochzeit fort von hier. Weißt Du, es war mir doch sehr ernst mit dem Mädchen.

Fünftes Kapitel.

Mehr als fünf Jahre waren seitdem verfloßen und ein bewegtes Leben hatte jene kleine Episode in Reichenhall bald genug aus meinem Gedächtnis verdrängt.

Von Friedner hatte ich ab und zu gehört. Ein Jahr nach jenen Ereignissen war seine alte Mutter gestorben und er bald darauf nach Petersburg übergesiedelt, wo er einen kleinen Posten bekleidete. Er hatte sich leicht in den neuen Wirkungskreis gefunden, genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Mitarbeiter. Das war in jeder Stellung so gewesen und sonst gab es wenig Mitteilenswerthes. Die Verhältnisse waren klein, die Mittel beschränkt und Friedners Leben nach wie vor das stille, strenge Leben der Pflichterfüllung. — —

Die letzten zwei Jahre war ich nicht in Europa gewesen und unser Briefwechsel ins Stocken geraten. Nicht einmal meine herannahende Rückkehr in die alte Welt hatte ich ihm rechtzeitig angekündigt. Kaum wußte ich, ob ich ihn noch auf der zuletzt angegebenen Adresse antreffen würde, als ich im Spätherbst, von keiner Seele erwartet, wieder in Petersburg ankam.

Der Novembertag war grau und die Dämmerung schon stark vorgeschritten, da ich endlich, in wirbelndem Schneegestöber, die Wohnung meines Freundes erreichte.

Sawohl, — richtig! Der Dwornik, bei dem ich Er-

kundigungen einzog, wies mit dem Daumen nach oben. Dort wohne der genannte Herr, drei Treppen hoch.

Das Haus lag in einer der abgelegeneren Straßen der nordischen Kaiserstadt. Ich erklimm die drei Treppen und stand, tief Atem schöpfend, vor der Tür.

Auf mein Klingeln öffnete mir ein halbwüchsiger Schlingel, in russischem Kasten, — ein Stubenbursch, der wie eine Art ‚Denschtschik‘ aussah. Ich stand im Korridor und der Bursche wies auf die zweite Tür links. Dort wohne der ‚Barin‘ und sei auch zu Hause, — heute ein wenig früher von der ‚slushba‘ gekommen als sonst.

Ich legte meinen Pelz ab und klopfte, — keine Antwort. Ich berührte die Klinke, — die Tür war unverschlossen.

Ich öffne vorsichtig, trete in einen kleinen dunkeln Raum, und blicke durch eine halboffne Tür.

An einem großen, runden Tisch, der mit Büchern und Journalen bedeckt ist, sitzt Friedner, das liebe, stillzufriedene Gesicht voll beschienen vom Licht der Lampe — wie es scheint, vollständig vertieft in die Betrachtung eines kleinen silbernen Döschens, welches er mit weit ausgestrecktem Arm vor sich emporhält, während seine Blicke mit beinahe verliebtem Ausdruck daran hängen.

„Guten Abend, Friedner! . . . was in aller Welt treibst du?“ rufe ich lachend.

„Felix! . . . wahrhaftig in Gott!“ Und Gottlieb ist von seinem Sitz aufgeschnullt wie eine Feder, und mir um den Hals gefallen!

„Mensch, wo kommst du her?! . . . Ja, wer kann das ahnen, daß einem bei diesem Schneegestöber ein alter Freund in die Bude schneien wird! . . . Ich hörte die Tür! aber ich dachte der Kerl kommt endlich mit dem Samowar! — Warte, wir kriegen gleich Tee.“

Und Gottlieb stürzte aus dem Zimmer. — —

Während er fort war, nach dem ‚Kerl mit dem Samowar‘ zu sehen, hatte ich Muße das Gemach zu betrachten. — Ich mußte lächeln, so bekannt berührte mich die Physiognomie des Zimmers.

Es war mächtig groß; — einfach, aber behaglich hergerichtet. In der Nische über dem Bett hingen allerlei Waffen: sein alter Säbel, — eine damaszierte Kugelbüchse, — ein Yatagan, — und sein Stolz — der große kaukasische Dolch, mir aus alten Tagen wohl erinnerlich.

Vor dem Tisch stand ein altväterischer Schaukelstuhl; auf dem Tisch lag Schlaginweits ‚Reise durch Indien und Hochasien‘, ein Werk von Schweinfurt, dann Smiles‘ Schriften ‚die Sparsamkeit‘, die ‚Pflicht‘, ‚der Charakter‘. . . Auf einem Real an der Wand prangt Brockhaus‘ Konversationslexikon; in der Ecke darunter ein riesiger Globus. —

An den Wänden hingen ein paar Schlachtenbilder, — überm Schreibtisch das Portrait seiner Mutter, das ich schon vom Regiment her kannte. — Und vor dem Fenster, die ganze Südseite des Zimmers einnehmend, grüßte eine Fülle von Blattpflanzen (Friedners einzige Leidenschaft, glaube ich), von den unscheinbarsten Farrenkräutern bis zu schönen Palmenfächern hinauf, — eine frische, grüne Wand, — seltsam kontrastierend mit dem lustig prasselnden Feuer im großen Kachelofen.

Gottlieb war zurückgekehrt.

Er drückte mich in den behaglichen Schaukelstuhl und zog für sich selbst einen niedrigen, bequemen Sessel heran. Und nun ging es an ein Fragen und Erzählen!

Vor uns dampfte der Samowar, und die Stunde verflog wie ein Traum. Mich, der ich mich seit Jahren

in der Fremde getummelt, überkam ein wundersüßes Heimat-Empfinden! . . . Die wirbelnden Flocken da draußen . . . hin und wieder Schellengeläute von einem vorüberfausenden Schlitten . . . und vor mir das lodernde Feuer im großen, heimischtrauten Kachelofen . . . das altväterische Zimmer . . . die summende Teemaschine, — das stimmte alles so harmonisch zueinander. — Und mir gegenüber der treue, brave Mensch, den ich seit zwanzig Jahren wie einen Bruder liebte!

Eine eigentümliche Stimmung hatte sich meiner bemächtigt. Ich war still geworden.

Auch Friedner mochte bewegt sein, und wir verharrten eine Zeitlang beide im Schweigen. Ich blickte gedankenvoll dem kräuselnden Rauch nach, der sich meiner Zigarette entwand; Friedner schlürfte behaglich seinen dampfenden Tee, mich ab und zu sinnend betrachtend.

„Ja, das ist kurios,“ begann er endlich von neuem. „Und ich wähnte dich noch auf den Ruinensfeldern Minives!“

Gleichzeitig brachte er das silberne Döschen wieder zum Vorschein und fing es, vermittelt eines Stückchen Chamoisleders emsig zu putzen an, wobei sein Gesicht denselben strahlenden Ausdruck annahm, wie ich ihn schon bei meinem Eintreten wahrgenommen hatte.

„Um's Himmels willen, Friedner, was soll's mit dem Döschen?“ fragte ich lachend. „Du siehst ja wie ein verliebter Schäfer aus, sobald du es zu Gesicht bekommst!“

Gottlieb lachte, fuhr aber eifrig in seiner Beschäftigung fort.

„Morgen ist Hildas Geburtstag,“ sagte er geheimnisvoll.

„Welcher Hilda? . . . Hilda Rotbuchs?“ fragte ich erstaunt.

„Nun, natürlich,“ erwiderte er.

„Was hat das mit deinem Döschen zu tun?“ fragte ich lächelnd. „A propos, wie geht es Rotbuchs?“

„Ach so!“ Friedner legte das Döschen aus der Hand.

„Du weißt wohl noch gar nicht? . . . Sie sind ja seit mehr als einem Jahr in Petersburg.“ Friedners Gesicht war ernst geworden.

„Wirklich? das ist mir eine angenehme Überraschung. Und wie ist es ihnen denn ergangen?“

Sa, da gab es viel zu erzählen. Und doch war es im Grunde eine sehr einfache Geschichte.

Hildas Hochzeit hatte, wie es damals festgesetzt gewesen, richtig noch im nämlichen Herbst stattgefunden. — Nach drei Wochen rief ein Telegramm das junge Paar jählings von seiner Hochzeitsreise zurück: Hildas Tante war am Herzschlag gestorben.

Die kleine Hinterlassenschaft machte eine Summe aus, die wohl auf ein paar Jahre zum Leben ausreichen mochte, und Hilda bestürmte ihren Mann mit Bitten, das kleine Kapital, dessen Revenüen doch kaum nennenswert gewesen wären, zu einem Aufenthalt in Italien zu verwenden, um dort auf klassischem Boden sein vielversprechendes Talent weiter zu entwickeln.

Der Plan war gut und stimmte mit den innersten Neigungen des jungen Mannes überein. War es doch die geheime Sehnsucht seiner Seele, Italien, dieses Paradies der Maler, kennen zu lernen. Sagte ihm doch sein künstlerischer Instinkt, daß einige Jahre eigner, freier Arbeit, seinen Genius lehren würden, Schwingen zu entfalten, deren er sich jetzt kaum dunkel bewußt war.

Dennoch ließ eine unbestimmte Furcht ihn zögern, die kleine Stelle aufzugeben, die er der Empfehlung seines Lehrers zu danken hatte.

Als aber Hilda von ihren Dichtungen sprach, und wie sie sich nach Fortschritt sehne, — als sie sich's in glänzenden Farben ausmalte, wie sie vereint ihrer Kunst leben wollten, — da schwanden endlich seine Bedenken, wie Nebel vor der Sonne, und jeder Gedanke an die Sorgen des Tages ging unter in der Idee eines Strebens für die Ewigkeit!

Drei Monate nach dem Tode der Tante, hielt das junge Paar seinen Einzug in die Siebenhügelstadt.

Und nun folgten köstliche, sonnenreiche Tage!

Die Schaffenslust zweier reichbegabter Naturen, durch keinen äußeren Zwang gehemmt, — der Zauber des italienischen Himmels, — die große Vergangenheit, deren Geist noch über der ewigen Stadt zu schweben scheint, — das heitere Leben eines sinnverwandten Künstlerkreises, — die reiche Anregung und vor allem das süße Glück junger Liebe. . . . Alles vereinigte sich, eine goldne Aureole um jene Tage zu weben.

Hildas zarte Gesundheit erstarkte sichtlich, Rothbuchs ernster Sinn ward heller und freudiger, und mit der Freudigkeit kam die Zuversicht, der Glaube an seinen Stern, und mit der Zuversicht kam in sein Schaffen ein neuer Geist, ein Etwas wie eine stiegende Kraft, die sich stark genug fühlte, sich Bahn zu brechen!

Hildas Herz jauchzte bei den Fortschritten des Gatten, und sehnsüchtig harrete sie des Tages, wo der Name, der ihr der teuerste war auf Erden, auch ruhmgekrönt von fremden Lippen genannt werden würde.

So weit war alles gut und schön, und doch sollten

sie noch erfahren, daß man nicht ungestrast unter Palmen wandelt.

Drei Jahre hatten sie abwechselnd in Rom, Neapel und Venedig verbracht, als das zur Reize gehende Kapital Rotbuch mahnte, sich nach einem sicheren Erwerb umzusehen. Durch einflußreiche Bekanntschaften, die der Zufall ihm zugeführt, erhielt Leo einen Ruf an die Malerschule in Petersburg. Die Bedingungen waren günstig, auch war es ihm mittlerweile gelungen, ein paar Bilder zu verkaufen, und der Erlös reichte hin, um bis zum Antritt in der neuen Stellung die Sorge von ihnen zu verschrecken. Voll freudiger Hoffnung traten sie ihre Reise nach der russischen Metropole an, und schon sechs Wochen vor dem bezeichneten Termin — am ersten Oktober sollte Rotbuchs Lehrtätigkeit beginnen — trafen Leo und Hilda in ihrem Bestimmungsort ein.

Zwei Wochen nach ihrer Ankunft — sie hatten sich eben in einer hübschen kleinen Wohnung häuslich eingerichtet — erkrankte Rotbuch am Petersburger Fieber!

Friedner eilte Abend für Abend, wenn sein Tagewerk beendet war, zu Rotbuchs; er durchwachte die Nächte neben der verzweifelten Frau am Lager des Bewußtlosen und bemühte sich unablässig, ihr Stütze und Trost zu sein. Doch ahnte er nichts von der drückenden äußeren Lage des Paares; jede Verordnung des Arztes wurde pünktlich eingehalten, die Medikamente wurden beschafft, die Diät des Patienten ward nach ärztlicher Vorschrift geregelt, ja, als dem Rekonvaleszenten stärkende Weine geboten waren, fehlte auch diese nicht.

„Wie konnte ich mir nur träumen lassen,“ sagte Friedner traurig, „daß sie ihre Schmucksachen Stück für Stück weggetragen und verkauft hat, um von Monat zu Monat

ihr Dasein fristen zu können! Das hab ich ja alles erst in der elften Stunde erfahren.“ —

Endlich war die Krankheit gebrochen und Leo außer Gefahr, aber nur langsam erholte sich seine schwer erschütterte Gesundheit. Die Stelle, um derentwillen er gekommen, war längst besetzt, auch wäre er noch nicht fähig gewesen zu arbeiten und mußte seine Kräfte aufs äußerste schonen. Der Arzt riet jetzt dringend Luftveränderung an, — aber wo die Mittel zu einer Reise hernehmen? Hilda hatte an den ehemaligen Lehrer ihres Vaters geschrieben und ihn gebeten, ob er nicht dem einstigen Schüler eine Stellung verschaffen könne. Die Antwort waren einige kühle Zeilen, er habe einmal für Herrn Rotbuch gesorgt — er habe das ausgeschlagen; jetzt bedauere er sehr — die Stellen seien rar.

Die arme Hilda sann hin und her, ob denn kein Wesen auf Erden lebte, an welches sie sich in ihrer Not wenden könnte. Doch! Ja! Sie sah einen Ausweg! Es war ein schwerer Schritt, aber wo gäbe es den Schritt, der für eine Frau zu schwer wäre, wenn es das Wohl des Mannes gilt, den sie liebt?

Hilda gedachte des Dichters in Reichenhall: Er war jetzt ein wohlhabender Kaufmann, Inhaber eines blühenden Geschäfts und allgemein gut akkreditiert. Saalfeld würde ihr helfen, das wußte sie. Freilich hatte er sie damals geliebt; er hatte bitteren Schmerz empfunden, als sie Rotbuch die Hand gereicht, wohl auch einen eifersüchtigen Haß gegen den Bevorzugten — vielleicht gegen sie mit. Aber er würde sie in der Not nie und nimmer abweisen, nein, nein, dazu fühlte er zu edel. Selbst wenn er ihr eine Täuschung zu verzeihen habe, würde er sie das nicht fühlen lassen, wenn sie ihn in ihrem Unglück um Hilfe bäte.

Und Hilda schrieb an Saalfeld, offenbarte ihm ihre drückenden Verhältnisse und bat ihn um ein Darlehn, um ein mildes Klima aufzusuchen, und sich eine Zeitlang über Wasser zu halten, bis Leo imstande sei, seinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben. —

Die zitternd ersehnte Antwort kam mit umgehender Post: Klopfenden Herzens öffnete Hilda: — sie fand eine kurze höhnische Abweisung — im übrigen bleibe er ihr sehr ergeben. — Saalfeld hatte seine Stunde abgewartet. — — —

Hildas Herz krampfte sich zusammen. Was sollte nun werden? — In diesem höchsten Stadium der Not ging sie zum einzigen Freunde, den sie in der Stadt hatte, erzählte Friedner unter strömenden Tränen ihre verzweifelte Lage und fragte ihn, die Hände ringend, was sie beginnen sollte!

„Das arme Kind hat sich so lange nicht entschließen können, mit mir zu sprechen,“ sagte Friedner gutmütig lächelnd, „weil wir damals nach dem Tode der Tante nicht gleicher Meinung waren. Ich war sehr dagegen, daß das kleine Kapital angegriffen wurde, und riet Leo, die Stelle anzunehmen. Sie schalt mich prosaisch und sagte, wenn alle Leute solch' trock'ne Philister wären, so wäre die Kunst schon längst ein toter Begriff geworden. Lieber Himmel, Felix, ich weiß selbst, daß sie damit ganz recht gehabt hat! Ich bin zwar ein Philister, aber nicht töricht genug, ihr die Schuld beizumessen, daß es unglücklich abgelaufen ist.“

Sie wußte freilich auch, daß ich ein armer Teufel bin,“ fuhr er dann fort, „aber ich war nicht so arm, wie sie glaubte. Ich habe mir, seit ich hier diene, ein paar hundert Rubel gespart, und wenn das auch nicht reichte, ihnen von hier fortzuhelfen, wo sich das Unglück an ihre

Ferjen geheftet hat, so konnten sie doch die Miete zahlen und wieder eine Weile existieren. Wenn es nur ein Mittel gäbe, durchgreifend zu helfen! Du glaubst nicht, wie mir ihr Unglück nahe geht! Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, diese Menschen nicht zu lieben!"

Gottlieb war während seines Berichts aufgestanden und maß mit langen Schritten das Gemach. Auch mich duldete es nicht länger im Schaukelstuhl; die traurige Geschichte hatte mich tief gerührt. Schweigend gingen wir eine Weile nebeneinander auf und nieder.

„Und hat Rothbuch sich jetzt vollständig wieder erholt?“ fragte ich endlich.

Friedner blickte auf und sein ernstes Gesicht erheiterte sich.

„Freilich, er hat wieder zu malen angefangen. Es ist verwunderlich, die zwei Leutchen anzusehen! Sie sehen wie die Schatten aus, stecken mitten im Unglück, aber sie arbeiten um die Wette, und die Gesichter strahlen, wenn einer dem andern eine fertige Arbeit zeigt. Ein närrisches Pärchen!"

Ich mußte lächeln! Sowohl, ein närrisches Pärchen! Zwei sonnentrunkene Geister, die, entzückt zum Glanzgestirn emporschauend, den Weg verfehlt haben und in den Sumpf geraten sind. Die weiche grüne Decke gibt nach, — der Fuß sinkt, — sie können weder vorwärts noch zurück, — unfägliche Angst befällt sie . . . aber sie schlagen die Augen auf zum Himmel, und siehe, das Glanzgestirn, das teure Ideal, leuchtet nach wie vor; und sie lächeln, obwohl die Erden schwere sie niederdrückt.

Friedner war an seinen Schreibtisch getreten und zog aus einem Fach ein Heft hervor.

„Hier habe ich ein druckfertiges Buch von Hilda,“

begann er, „denke nur, sie hat es nach Leipzig und Berlin geschickt, von Verleger zu Verleger, und das Päckchen jedesmal uneröffnet zurückbekommen! Wer weiß etwas von Hilda Rotbuch? Sie haben es nicht einmal angesehen. Dann ist sie damit in die paar Verlagsbuchhandlungen hier gegangen —, natürlich mit demselben Resultate. Es ist ein Jammer, zu hören, wenn das arme Ding erzählt, wie sie zitternd im Kontor gesessen und auf den Chef gewartet hat, und wie sie gefühlt, daß ihr vor Aufregung die Stimme im Halse stecken geblieben ist, wenn so ein barscher Patron gefragt hat, was zu ihren Diensten stehe. Ich habe an dich gedacht; du hast ja mit Verlegern zu tun gehabt, vielleicht weißt du einen Rat.“

Er hatte mir das Heftchen eingehändigt und war wieder zum Schreibtisch zurückgekehrt.

Nach kurzem Suchen holte er ein kleines in Papier gewickeltes Päckchen hervor.

„Und hier sind Skizzen von Leo, zehn Blätter zu dem Buch seiner Frau, das erste, was er nach seinem Krankenlager gearbeitet hat.“

„Gib mir die Sachen mit, Gottlieb,“ sagte ich, „ich werde sie mir zu Hause ansehen, vielleicht läßt sich ein Plan darauf gründen. Und morgen gehen wir zusammen zu Rotbuchs.“

„Versteht sich, Felix! Wie werden sie sich freuen! Hildas Geburtstag wird wirklich ein Festtag werden. Sieh mal, das schenk' ich ihr.“ Und er hielt mir triumphierend das Döschen vor die Augen.

Es war ein kleines, altmodisch gearbeitetes Ding, über dessen Bestimmung ich mir gar nicht klar werden konnte; darin ein paar plump eingravierte Buchstaben und die Jahreszahl 1802.

„Aus welcher Kumpelkammer hast du das Kuriosum und was soll Hilda damit?“ fragte ich lachend.

„Ja, das hat eine eigene Bewandnis,“ gab Friedner zurück. „Sie hatte noch ein wenig Silbergerät, das habe ich für sie verkauft. Darunter war dies kleine Ding von ihrer Großmutter; ich glaub', es soll ein Schminkdöschen sein, wie sie anno dazumal mode waren. Hilda hängt an solchen alten Sachen, und ich habe wohl gesehen, wie sie einen Moment zögerte und unschlüssig es betrachtete, ehe sie's zum übrigen legte. Die silbernen Löffel gelang es mir ganz gut zu verkaufen, aber für das Ding wurde mir ein Lumpengeld geboten, da hab' ich's selbst gekauft. Hilda ahnt natürlich nichts davon, und wird aus den Wolken fallen, wenn das geopfert Kleinod wieder in ihre Hände kommt.

Friedner lächelte, als habe er ihr freudig überraschtes Gesicht schon vor sich.

„Sie wird es sicher für ein gutes Omen nehmen,“ begann er dann wieder, „und wird denken, daß mit dem neuen Lebensjahr eine glücklichere Ara beginnt; die Frauen sind abergläubisch, weißt du! Übrigens hab ich dafür gesorgt, daß das Döschen ihr wirklich Glück bringen kann,“ und Friedner blinzelte geheimnisvoll und lachte übers ganze, gutmütige Gesicht.

„Wie meinst du das? ich verstehe dich nicht recht,“ sagte ich.

„Mach' das Ding mal auf, Felix,“ und er schob es mir energisch zu, „mach's nur mal auf!“

Lächelnd folgte ich der Weisung und fand ein eng zusammengefaltetes Papier darin.

Friedner nahm es sorgfältig auseinander, breitete es vor mir aus und fragte, die leuchtenden Augen fest auf mich gerichtet, „was ist das?“

Dann stand er auf und rieb sich lachend die Hände.

„Ein Lotterielos ist's, alter Junge,“ sagte er mit starker Stimme, die eigene Frage triumphierend beantwortend, „ein Lotterielos, und in acht Tagen ist die Ziehung. Sie können eine hübsche runde Summe gewinnen! Ich hatte zwei dieser Billette, so konnte ich eins wohl fortgeben; ich habe dieses mit festen Augen auf ihr Glück gezogen. O Felix, wenn es einen Treffer gewänne, . . . Dies Glück! es ist nicht auszudenken!“

Und Friedners Augen glänzten.

Ich ging auf meinen alten Kameraden zu und umarmte ihn:

„Gottlieb, du herzensgute, treue Seele! Ich glaube wahrhaftig, es lebt kein zweiter Mensch, wie du. Ich wünsche Rotbuch's alles Gute, wenn es sich aber um einen Treffer handelt, gönne ich ihn dir selbst vor allen anderen!“

„Mir vor allen anderen? Ja, das ist sehr brüderlich gedacht, aber herzlich töricht, alter Freund, nimm mir's nicht übel. Bin ich denn in Not? War ich auch je im Leben in Not? Mir vor allen anderen! es ist wirklich gelungen!“

Und Gottlieb zuckte die Achseln, verdrießlich über meine abge schmackte Idee.

Es war spät geworden, als ich den Heimweg antrat.

Petersburg strahlte in seinem hellsten Lichterglanze, und das Leben der Hauptstadt wogte in unermüdlichem Wellenschlage an mir vorüber. Dem dämmergrau bewölkten Tage war eine nordisch helle Winternacht gefolgt. Groß und frostklar schaute der gestirnte Himmel nieder, die schimmernde, frisch gebreitete Schneehülle glitzerte freudig, und vorüber stoben all die klingelnden Schlitten, die flinke

Droschke und das stolze Dreigespann; die Insassen plauderten und lachten, die Wangen gerötet von der frischen Winterluft, der bärtige Kutscher mit der hohen Bärenmütze ließ sein anfeuerndes, langgedehntes „He=e=e-eh“ erschallen, — die Köhlein schnaubten und wieherten in die klare Nachtluft hinein, — über die spiegelglatte Nawa flogen die Renntierschlitten, — an den Quais wimmelte die bunte Menschenmenge, überall ein Leben und Treiben, ein Tummeln und Drängen wie zur Mittagszeit. — — —

Ich bog in eine Seitengasse.

Aus einer kleinen Schenke hörte ich eine wohlbekannte Musik erschallen — eine Ziehharmonika und eine fragende Geige; da wurde „Kosak“ gespielt.

Mitternacht war vorüber und die Kälte streng, aber ich stand lange vor der kleinen Schenke und lauschte. . . .

Heimat! Heimat! — Ich kam aus dem märchenreichen Orient, wo ich in wundermilden duftgetränkten Nächten, unter rauschenden Palmen den Gesängen der Beduinen gelauscht — und da stand ich im eisigen Winterfrost und konnte mich nicht trennen von der kleinen Schenke, bis der letzte Ton des Kosak verklungen war . . . Heimat! Heimat!

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte ich früh, und mein erstes Beginnen war, die Arbeiten des Rotbuchschen Ehepaars durchzusehen.

Ich fing mit Hildas Buch an; es war nicht sehr umfangreich und führte den Titel ‚Auch ich in Arkadien‘.

Ich ging etwas zerstreut an die Lektüre, aber bald waren alle meine Gedanken wunderbar gefesselt. Die Gedichte entstammten den Jahren in Italien; es waren Wanderbilder, in das ganze sonnige Licht des Südens getaucht, getränkt von dem Geist klassischer Schönheit, der über jenen Gefilden schwebt. Dazwischen verstreut Balladen, von einer tragischen Leidenschaft, daß es mich bis ins Mark durchschauerte, dann wieder Liebeslieder aufjauchzend in dithyrambischem Schwunge, andere still und tief wie der blaue Sommerhimmel, von jener heiligen Innigkeit, die uns die Tränen in die Augen treibt.

Und dabei welch urwüchsigte Kraft der Empfindung, welch innere Wahrheit in diesen Liedern! Nirgends eine Spur von hohlem Pathos, von aufgeputzten Gefühlen!

Ich atmete tief auf, als ich das Buch aus den Händen legte, und das Bild jener schanken Mädchengestalt tauchte lebhaft in meiner Erinnerung empor. Die schüchterne Haltung, die auffallend kindlichen Züge mit dem köstlich treuherzigen Ausdruck! Ich mußte lächeln, als ich

mich der Lieder mit den Backfischideen erinnerte, und der kindischen Schwärmerei für den Dichter! Wie hatten die Jahre diesen jugendlichen Geist zu ungeahntem Reichtum sich entfalten lassen!

Begierig nahm ich nun die Skizzen Rotbuchs zur Hand, die zehn Blätter, welche er zum Buch seiner Gattin komponiert.

Das erste Blatt lehrte mich, daß ich einen gereiften Meister vor mir hatte. Wie die Phantastiegebilde Leben gewannen! Wie die Gedanken, welche lustig in den Liedern gaukelten, prägnant hervortraten, fest, klar, markig, jeder Pinselstrich mit Bewußtsein geführt. Ich wußte kaum, was ich mehr bewundern sollte: diese gestaltende Kraft, die fest, genial, übersprudelnd aus jedem Blatt sprach, dieses geistvolle Erfassen und Zusammendrängen der ganzen Idee in den einen festgehaltenen Moment, oder das wunderzarte Vertiefen der kleinsten, feinsten Züge der Dichtung, den unsagbaren poetischen Duft, der über der Stimmung dieser Schöpfungen zitterte.

Als Friedner mir vor Jahren die Verlobung der beiden mitteilte, schrieb er: „Das sind zwei Menschen, die sich verstehen.“

Ich gedachte lebhaft dieses Wortes. Zwei Menschen, die sich verstehen — ja, wahrlich, davon konnte dies Werk erzählen.

Ich steckte Skizzen und Manuscript zu mir, hüllte mich eilig in meinen Überzieher und schlug den Weg zu Friedner ein.

Ich fand ihn nicht mehr zu Hause und mußte bis zwölf Uhr warten, wo er wieder frei war. Ungeduldig erwartete ich ihn mit dem Glockenschlage vor der Thür der Kanzlei.

„Die Rotbuch'schen Sachen sind ganz famos, Friedner,“ war mein erstes Wort; „solche Menschen können nicht verhungern!“

„Still, still, Enthusiast,“ sagte Gottlieb bedächtig, „zeig mir den Künstler, der in unserer Zeit nicht verhungern kann! Nur die Schwindler sind heutzutage dagegen gefeit!“

„Schweig, Philister! Ich sag dir, daß ich die Sachen verkaufen werde, und das zu anständigem Preise.“

„Wahrhaftig, Felix?“

Gottlieb's Gesicht verklärte sich mit einem Schlage.

„Bester aller Kosmopoliten! Das ist doch noch ein Wort, das sich hören läßt!“ und es fehlte nicht viel, so wäre er mir auf offener Straße um den Hals gefallen.

„Und nun laß uns eilen,“ sagte ich. „Wissen Rotbuch's, daß ich hier bin?“

„Kein Wort, Felix, aber mich erwarten sie zu Mittag. Ich habe heute früh schon was in die Wirtschaft geschickt.“

Eine Stunde später saßen wir vier Treppen hoch im engen Quartierchen in einer abgelegenen Straße bei Rotbuch's um den freundlichen Eßtisch, und ich muß gestehen, daß jene Stunde zu den heitersten meiner Erinnerung zählt.

Meine Versicherung, die mir von Friedner eingehändigten Werke in kürzester Frist zu verkaufen, hatte Rotbuch's Mut neu belebt, das wiedergewonnene Döschchen Hilda in die glücklichste Stimmung versetzt; mein unerwartetes Eintreffen tat das seinige dazu, — Erinnerungen vergangener sonniger Tage drängten unwillkürlich herbei, — darein mischten sich freudige Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Die Unterhaltung war eine belebte und anregende, Rotbuch strömte über von Geist und Leben, und

die Augen seiner Frau hingen entzückt an ihm! Genug, wir vier Menschen feierten das fröhlichste kleine Fest, das man sich denken kann.

Ich war halb und halb neugierig gewesen, wie Friedner in Hildas Gegenwart sein würde; ich hatte gefürchtet, die einstige Liebe zu dem anziehenden Geschöpf möchte wieder in ihm erwacht sein.

Weit gefehlt! Sein einfacher Sinn hätte gar nicht begriffen, daß dem Weibe eines anderen gegenüber ein heißeres Empfinden aufkommen könne! Er sorgte sich um sie wie um eine Schwester und liebte ihren Gatten ebenso brüderlich. — Mir fielen unwillkürlich meine alten Regimentskameraden ein: wie hätten sie über den „Philister“ gelacht!

Es wurde viel über das Lotterielos geschertzt.

„Richtige Abrede macht keinen Streit,“ sagte Hilda, „wenn ich etwas gewinne, gehört die Hälfte Ihnen, Friedner.“

Gottlieb sträubte sich und wollte von solchen Abmachungen nichts wissen.

„Tut mir den Gefallen,“ rief Rotbuch lachend, „und verspart euren Großmuthskampf bis nach der Ziehung. Ich wette, ihr gewinnt gar nichts, oder im besten Falle fünf Kubel; das reicht dann gerade zu einer Flasche Champagner, und die stechen wir natürlich zusammen aus!“

„Ist das ein leichtsinniges Volk!“ sagte Friedner, dem das Vergnügen aus den Augen glänzte, „man hat doch seine liebe Not mit den Künstlern! Felix, alter Knabe, hilf mir die beiden zur Vernunft bringen; kaum zeigt sich der Schatten einer Aussicht, so schweben sie gleich wieder in allen Himmeln!“

„Nein, nein, nein,“ rief Hilda mit komischem Ent-

setzen, „ich schwebe nie! Ich habe jetzt gehen gelernt. Wissen Sie noch, wie Tantschen immer sagte, ich verstehe das nicht?“

„Es ist auch eine schwere Kunst,“ sagte Rotbuch lächelnd, obwohl seine Stirn ernst geworden war.

„Eine schwere Kunst, wiederholte er seufzend, „du bist überm Lernen grau geworden!“ und seine Hand strich leise über ihren Scheitel.

Es war die Wahrheit: eisgraue Streifen hatten sich ins Lockengold der fünfundzwanzigjährigen Frau gemischt. Aber Hilda lachte, und es war das ganze Kindergeſicht von ehemals, als sie rief:

„Schmücken den Scheitel auch silberne Haare —
Vivante der Jugend verjubele Jahre!“

Um drei Uhr mußte Gottlieb fort, und ich begleitete ihn.

Ich konnte meine Anwesenheit in Petersburg nicht sehr lange ausdehnen und hatte manch' wichtiges Geschäft in kurzer Zeit zu erledigen. So hatte ich für die nächste Woche keinen Tag frei, doch versprach ich zu kommen, sobald ich etwas Bestimmtes in betreff des zu verkaufenden Wertes in Erfahrung gebracht.

Zu Hause angelangt, schrieb ich sofort an einen Freund in Berlin, sandte Manuscripte und Zeichnungen ein und bat um seine Verwendung.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: in zehn Tagen schon hatte ich die Nachricht, daß der Verleger, an welchen ich meinen Freund gewiesen, bereit war, für die Arbeiten ein Sümichen zu zahlen, das zwar bescheiden, aber für ein Erstlingswerk immerhin nicht unansehnlich war.

Voll aufrichtiger Freude wollte ich mich gleich auf

den Weg machen, Rotbuchs die frohe Botschaft zu bringen, als die Thür sich aufthat und Gottlieb in mein Zimmer stürzte.

Er sah ungewöhnlich erhitzt aus, fiel mir um den Hals, lachte und sprach so schnell und erregt, daß ich Mühe hatte, zu verstehen. Erst nach einer zweiten, zusammenhängenderen Erzählung begriff ich: die Ziehung hatte stattgefunden und Hildas Billet — nicht den Haupttreffer, aber doch achttausend Rubel gewonnen!

Nachdem Gottlieb seinem Glücke Lust gemacht, senkte er den Kopf und sagte verlegen:

„Ich schäme mich eigentlich es zu sagen, Felix: denk nur, ich habe doch zweitausend Rubel davon nehmen müssen! Du glaubst nicht, wie sie mich quälten, sie verlangten durchaus, ich solle die Hälfte nehmen. Alles Dreinreden und Erklären, daß ich's nicht brauche, war vergebens, Leo ließ sich nicht beruhigen, und Hilda fing zu weinen an und sagte, dann habe sie keine Freude am Gelde. Ich mußte mich zuletzt wohl oder übel wenigstens zu diesen zweitausend Rubeln verstehen!“

„O Gottlieb! Mit Rotbuchs wird es jetzt bergan gehen. . . . Du hättest ruhig die Hälfte nehmen sollen!“

Friedner starrte mich an: Felix! Ich diesen armen Menschen die Hälfte wegnehmen! Wie kannst du solchem Egoismus das Wort reden! Nach fünf Jahren bekomme ich so wie so Gehaltserhöhung!“

Seit jener Zeit sind Jahrzehnte verflossen.

Rotbuch und seine Gattin haben glänzend gehalten, was sie versprochen. Achttausend Rubel — an sich kein Reichthum — haben sich als großes Kapital erwiesen in den Händen der Geprüften. Die Dornen, mit denen der

Beginn einer Künstlerlaufbahn gewöhnlich so verschwenderisch besät zu sein pflegt, sind hinter ihnen geblieben, je weiter sie von Staffel zu Staffel vorrückten.

Hilda sitzt nicht mehr zitternd mit ihren Manuskripten im Vorzimmer des Verlegers und fühlt ihre Stimme versagen, wenn der wichtige Mann herantritt und mit barscher Stimme fragt, was zu ihren Diensten stehe; und Rotbuchs Bilder prangen auf allen Kunstausstellungen und haben den Weg nach Amerika ebensogut gefunden wie in die Salons einheimischer Kunstmädchens.

Wer das Paar heute sieht, im Mittelpunkt seiner Erfolge, gefeiert und viel beneidet, ahnt nicht, durch welches Prüfungsfeuer die beiden miteinander gegangen sind. Die Leute, welche über Hildas blühendem, fröhlichem Antlitz die ergrauten Haare gewahren, sind im Zweifel, ob dieselben wohl von einer schweren Krankheit herrühren oder Zeugnis von anstrengender geistiger Arbeit ablegen; die Mehrzahl neigt sich der letzteren Ansicht zu.

Aber Rotbuchs selbst haben die schwere Krisis ihres Geschicks, welche die Locken der jungen Frau vor der Zeit gebleicht, nicht vergessen, und nicht den Mann, der in der Not sein Herz als echt bewährte. In einem Brief, den ich von Hilda erhielt, schreibt sie:

„Sie haben Friedner gesehen? Wie geht es ihm? . . . Wie oft sprechen wir von dem teuren Menschen! So manches Mal, wenn ich mich der dunklen Vergangenheit erinnere und dann aufblicke und die Welt so schön ist: unser kleines Haus so ideal behaglich, der Garten davor so blühend, der Blick über Land und See so unbegrenzt und meines Leo geniale Stirn so wolkenlos . . . o wenn ich unser ganzes Glück so gleichsam mit einem Blick umfasse, dann fällt mir der ‚ungeniale‘ Mann ein, und ich

segne ihn! Leo sieht mir über die Schulter und sagt: ‚Das mit dem ungenialen Mann ist nicht richtig; Friedner ist ein Genie des Herzens, aber die freilich lernt man erst schätzen, wenn man durch Feuer und Wasser gegangen ist.‘

Sa, wie es Friedner ging? — Zu Ende der neunziger Jahre des verfloffenen Jahrhunderts lebte in einem kleinen tannenumrauschten Ort des Schwarzwaldes ein längst verabschiedeter russischer Hauptmann a. D. Er hatte sich in späteren Jahren eine kleine Beamtenpension erdient, und diese, nebst den Ersparnissen seines Lebens, sicherten ihm eine bescheidene, sorgenlose Existenz.

Jedes Kind im kleinen Nest kannte die originelle, prächtige Erscheinung: die stramme, breitschultrige Gestalt, immer noch so fest und jugendlich elastisch ausschreitend den edelgeschnittenen Kopf mit dem breitkremigen Filzhut überm weißen Haar, das schöne biedre Gesicht mit dem Lächeln der Herzensgüte um Mund und Augen! Und das freudige ‚Grüß Gott‘, ‚grüß Gott‘ tönte von allen Lippen, wenn der Herr Hauptmann vorüberging.

Die alten Leute hatten ihn schon gekannt als frischen jungen Herrn, wenn er von Stuttgart aus gern mal auf ein paar freie Tage herauskam, sich ‚a bißel im Grün zu verschnaufe‘ und ‚s war immer so a lieber Herr g'west, wie halt a zweiter nit zu finde sei!‘ — — —

An einem sonnigwarmen, harzduftenden Sunitage stand ich vor der bescheidenen kleinen Wohnung mit den weinlaubumrankten Fenstern, und wartete pochenden Herzens, ob mein alter Friedner in der Thür erscheinen würde.

Statt seiner aber öffnete mir eine Dame, eine Frau

von vielleicht sieben- oder achtunddreißig Jahren, eine hochgewachsene, sympathische Erscheinung, mit ruhigen klugen Augen.

„Finde ich hier Gottlieb Friedner?“ fragte ich, während ich sie prüfend betrachtete.

„Bitte, wollen Sie eintreten,“ war die freundliche Antwort. „Mein Mann muß jeden Augenblick nach Hause kommen.“

Sowohl, Gottlieb Friedner war verheiratet. Schon in den Fünfszigen stehend, hatte er ein viel jüngeres Mädchen gefunden, das, wie er sich ausdrückte, ohne den Nimbus auskommen konnte und ihm freudigen Herzens die Hand reichte.

Ich verbrachte einen schönen Abend bei meinem alten Kameraden: es wehte ein milder Geist der Harmonie, eine Atmosphäre von süßem häuslichen Behagen, von tiefem Seelenfrieden um das Paar, die mich herzlich wohlthuend berührte.

Als wir nach beendeter Mahlzeit plaudernd um den großen runden Tisch saßen, Friedner und ich rauchend, seine Frau mit einer Handarbeit beschäftigt, lehnte Gottlieb sich behaglich in den Lehnstuhl und sagte:

„Ja, mein alter Felix, solch ein Leben kann man sich gefallen lassen. Ich wüßte wahrhaftig nicht, was es auf Erden noch zu wünschen gäbe! — Wir sind freilich nicht reich, aber das ist ein Gottesglück; ich habe sowieso Anlage zum Geiz.“

Ich brach in ein schallendes Gelächter aus, auch seine Frau blickte lachend von ihrer Arbeit auf.

„Versteht sich,“ sagte ich; „deine Geldgier könnte sprichwörtlich werden! auch Rotbuchs wissen ein Lied davon zu singen.“

„Sie kennen doch seine Beziehungen zu Rotbuchs, gnädige Frau?“ wandte ich mich an seine Gattin.

„Gewiß,“ nickte sie freundlich und fügte hinzu: „Seine Episode gehört zu den hübschesten Blättern im Leben meines Mannes . . . doch ist sein Leben reich an hübschen Blättern.“ — — —

Durchs offene Fenster säufelte der Abendwind und wehte Harzgeruch und Blütendüfte hinein, — und spielte in den Kronen der Schwarzwaldtannen, und ihre Wipfel rauschten leise. — Die tiefe, satte Purpurglut der untergehenden Sonne lag über der Landschaft und ihre vollen, warmen Strahlen spielten um Friedners weißes Haupt. —

Er lachte leise vor sich hin:

„Ja, — Klärchen muß man reden hören! . . . was die aus mir machen möchte!“

Dann, ernster werdend, setzte er gedankenvoll hinzu:

„Es ist merkwürdig, was mancher Mensch für unverdientes Glück hat!“

Ein Nachwort.

Gottlieb Friedner ist keine erdichtete Persönlichkeit. — Noch mancher unter den, in Stuttgart lebenden Balten, dürfte den Mann mit dem warmen, treuen Herzen erkennen, dessen Schattenriß ich hier festgehalten. — —

Dieses schlichte, große, selbstlose Herz hat schon lange ausgeschlagen. — Und wie ich dem lebenslangen Freunde hier denn doch einen bescheidenen, kleinen Denkstein gesetzt habe, will ich noch zwei Gedichte folgen lassen, die ihm gelten, — selbst auf die Gefahr hin, aus der Rolle zu fallen.

Doch was rede ich?! Ich brauche ja gar nicht aus der Rolle zu fallen. War doch der Anteil, den jeder an dem Geschehe des andern genommen, ein so herzlicher, daß die Bezeichnung ‚Kriegskamerade‘ unter uns eine vollständig übliche geworden, wie die nachstehenden Gedichte beweisen werden.

Das erste derselben schickte ich dem Freunde nach manchem Jahr von jenseits des Äquators; — und das zweite . . . nun ja, das zweite hast du eben nicht mehr kennen gelernt, Gottlieb Friedner! — — — Mögen sie denn beide hier ihren Platz finden.

Nummer I.

Denkst du daran, mein tapfrer Kriegsgenosse,
Wie unser Bund dereinst entstanden ist?
Wie du, — deselben Vaterlandes Sprosse, —
Auf fremder Erde mir begegnet bist?
Wie du zum Landsmann gern die Schritte lenktest,
Und sich ein freundlicher Verkehr entspann, —
Wie du mir . . . ehrendes Vertrauen schenktest, —
Sprich, Kamerad, gedenkst du noch daran?

Gar lang ist's her, Genoss' vergangner Jahre,
Trotz jedem, der nicht mehr an Freundschaft glaubt! . . .
Es wogten um die Stirn dir braune Haare,
Und blonde Locken um mein Jünglingshaupt.
Ich hab' gelacht — getanzt — studiert — gedichtet, —
Und auf der Silberburg, im Abendlicht,
Hast du von — Rachels Reizen mir berichtet,
Und ich gelauscht, mit ernstem Angesicht.

Denkst du daran, wie andre Zeiten kamen?
Fortuna wandte tückisch sich davon!
Wie erst die Silberlöffel Abschied nahmen,
Und ach, nach ihnen Meyers Lexikon!
Da hieß es, alles in bar Geld verwandeln,
Parole „springe was da springen kann!“
Selbst meinen Dolmann mußtest du verhandeln — —
Sprich, Hauptmann, sprich, gedenkst du noch daran?

Gar lang ist's her, mein tapfrer Kamerade!
Dir naht der Herbst, der Busch und Baum entlaubt,
Und ich, dein junior, — 's ist ewig schade! —
Trag vor der Zeit ein aschenfarben Haupt.
Sedoch das Freundschaftsband, das uns verbunden,
Erbehte nicht: wir standen — Mann für Mann —
In guten Stunden wie in schwarzen Stunden . . .
Sprich, Waffenbruder, denkst du noch daran?!

Jetzt weil ich lange unter fremden Sternen,
Und zwischen uns rollt hoch der Ozean,
Doch unbergessen bleibt in grauen Fernen
So dir wie mir der treue Kriegskumpan:
Und ist die Pilgerschaft dereinst zu Ende,
Dann treffen wir uns droben lächelnd an,
Und jeder reicht dem andern froh die Hände,
Und ruft: „mein Freund! mein Freund, ich denke dran!“

Nummer II.

So bist du hinüber, mein Kriegskamerad . . .
Es wird immer schöner da droben! . . .
Es wird immer voller das lichte Gestad'
Von ewigem Lenz umwoben.
Dort weiß ich geschaart auf schimmerndem Plan
Viel Herzen die Treue gehalten — —
Jetzt trat auch mein ehrlicher Waffenkumpan
In den Kreis der entschwind'nen Gestalten. —

Wir standen selbender in Reihe und Glied
Oh der sonnige Lenz noch verblichen,
Vom Bündnis, das jedem den Freund beschied,
Ist keiner gewankt noch gewichen:
Von Lichtern umspielt . . . von Stürmen umschraubt . . .
Gar fern voneinander verschlagen . . .
Wir hielten den Bund mit bereiftem Haupt,
Wie in lachenden Sommertagen.

Der Feldherr winkte, — du tratest aus dem Schwarm,
Der Müh'n und Strapazen enthoben . . .
Ich steh noch auf Posten, Gewehr im Arm,
Und harre der Ordre von oben.
Und über ein Kleines, da tönt er auch mir
(Ob fort die Kolonne marschieret)
Der Oberbefehl aus dem Hauptquartier,
Der da lautet: „A b k o m m a n d i e r e t“.

Ich weiß dir nicht tönende Lieder zu weihn —
Du warst ein zu schlichter Gefelle . . .
Jetzt klangen die Spaten . . . sie senkten dich ein . . .
Fern grünt deine schweigende Zelle.
Ob leuchtende Rosen dort üppig erblühen,
Von Händen der Liebe begossen —
Ich leg' nur ein Zweiglein von Immergrün
Auf das Grab meines Waffengenossen. — —

Fahr wohl denn, Gefährte! . . . der Feldzug war heiß! . . .
Ich gönn' dir die Raft, Kamerade! —
Auf schimmerndem Plane, beim Siegespreis,
Begegnen sich neu unsre Pfade.
Dann blieben gar ferne Getümmel und Streit,
Nur Freudengesänge erschallen:
Und die Krieger dürfen im Feierkleid
Zu der Tafel des Feldherrn wallen.

Im Sagengebiet der Grusinischen
Heerstraße.

Erstes Kapitel.

Ganz leiser ferner Glockenklang zittert durch die Luft . . . Sonntagmorgen! — Wie traumhaft und weltverloren, wie ununterbrochen durch jedes andre Geräusch die Laute zu mir herübertönen!

Ich sitze einsam auf einem vorragenden Felsblock, abseits der grufinischen Heerstraße. Wo wird das Glöckchen geläutet, das leise, leise durch die wunderbar klare Gebirgsluft, zu mir herüberklingt? — Wohl im halbverfallenen Kirchlein auf dem Kasbek? Dann steht der greise Bruder Hieronymus, der Einsiedel des Berges, wieder im alten Glockenturm, und läutet zu seiner eignen Erbauung; denn öffentlicher Gottesdienst wird nur noch dreimal jährlich im verwaissten Gotteshäuslein gehalten. Dann strömen sie dort zusammen in ihren abenteuerlichen Trachten, die verschiedenen Stämme der Gebirgsbewohner: Grufinier, Abchaser, — Lesghier, — Osseten, — und andre — malerisch in buntem Durcheinander, wie sie vor manchem Hundertjahre hingeströmt, wenn die Glocken riefen in jenen fernen Tagen, die nur das Dämmerlicht der Sage geheimnisvoll erhellt.

Laß sehen. . . Streife ich denn wirklich schon eine Woche lang in diesen Bergen umher? Mir ist meine Zeitrechnung ganz abhanden gekommen darüber. Ja, — heute ist es eine Woche, daß ich Gast bei Bruder Hieronymus

war. An einem wonnigen Mai-Abend langte ich bei ihm an. —

Die ersten beiden Poststationen vom Endpunkt der Eisenbahn — Wladikawkas — war ich gefahren. Von Lars aus hatte ich meine Fußwanderung angetreten. Es gibt Partien, die man eigentlich gar nicht fahren dürfte, wenn man nicht unumgänglich muß; und die grusinische Heerstraße nimmt den ersten Platz unter denselben ein.

Die sollte man wo möglich zu Fuß entlang ziehen, — zu Fuß und allein, oder mit einem sehr guten Kameraden! Denn hier gilt's nicht nur genießen können, — hier muß man auch träumen können, wenn man den ganzen Zauber dieser abgelegenen Gebirgswelt auf sich wirken lassen soll. —

Was für ein eignes Gefühl das war, als ich so einsam dahinschritt durch die enggewundene Darjallschlucht! —

Aufwärts, aufwärts schlängelt sich der Weg. Immer enger, immer düsterer wird die Schlucht; immer dräuender türmen sich die Felsmassen. Wilder, imposanter gestaltet sich der Charakter der Gebirgswelt. . . . Ferne versinkt die Ebne hinter mir, — ferne versinkt das alltägliche Leben!

Was wollen diese majestätischen Höhen? was sagen sie mir?! Seit wann stehen sie da, — altersgraue, gigantische Wächter, an den Toren zweier Kontinente?! — Ich komme mir so klein vor, gehöre so wenig hinein in diese gewaltige Welt!

Da hängt ein ‚A-ull‘, ein Dörfchen der Eingeborenen, an der schräg abfallenden Felswand! die paar absonderlichen Häuschen sehen aus, wie verwachsen mit dem grauen Stein. Ja, — die gehören hin, die sind ein Teil von ihm. Für ‚Fleisch von feinem Fleisch, und Wein von sei-

nem Bein' könnte der alte Wicht sie halten. . . . Und der greiße Fischerknecht, der eben aus der Thür tritt, mit der zottigen Burke um die Schultern, und der blanken Waffe im Gürtel . . . und der nackte braune Bube, der unten im weißschäumenden Wasser steht, und verwundert zu mir aufschaut mit den großen dunkeln, brennenden Augen . . . sie alle gehören hierher; sie sind an ihrem Platz, — gerade wie der verfallene graue Turm, auf dem Felsengipfel jenseits, von dem niemand mehr sagen kann, wer ihn erbaut hat! — Sie tragen alle das Gepräge ihrer Berge; sie sind übrig gebliebene Reste derselben Zeit, der diese Bergmassen angehören, sind verwachsen mit ihnen — — Nur ich bin etwas Fremdes, — eine Anomalie in dieser grandiosen Welt! . . .

Da taucht das schneebedeckte Haupt des Kasbek vor mir auf, ernst, groß, ehrfurchtgebietend. Es ist als spräche er zu mir:

„Menschenkind, Menschenkind! vergiß es doch, dein kleines Ich! Tauche deine Seele nur voll in all die Größe um dich her, dann ist auch für dich Raum bei uns!“

Und mein Herz öffnet sich weit zu seinen Worten!

Ich liebe den Kasbek! liebe ihn mehr, als seinen großen Mitregenten, den Elborus. Er spricht mehr zu mir! wir stehen sozusagen in einem mehr persönlichen Verhältnis zueinander.

Das einzige was mich am Elborus anzieht, ist der Vogel Simorgh. Um feinetwillen könnte ich Freundschaft machen mit dem breithingelagerten, eisumstarrten Giganten.

Der Vogel Simorgh lebte lange vor Adams Erschaffung, und war später Großvezier bei König Salomo; da erklärt sich des letzteren Kenntniß der Vogelsprache von

selbst. Wenn es nun etwas auf der Welt gibt, was ich vor allem andern lernen möchte, so ist es die Vogelssprache! Und ich habe auch keine Scheu vor dem Simorgh: ein Wesen, welches ein so mitleidvolles Herz hat, daß es, wie die Perser zu erzählen wissen, den späteren herrlichen Helden Sal, als der eigne Vater ihn als Säugling ausgesetzt, in sein Nest auf dem Elborus trug, und mit seiner eignen Brut zusammen aufzog, — ein solches Wesen hat gewiß ein Anrecht auf Vertrauen!

Ich hätte ihn aufgesucht, den wunderbaren Vogel, der alle Sprachen kennen soll und in die Zukunft zu schauen weiß. Aber keiner der Eingeborenen wußte mir zu sagen, ob er sein Nest wirklich noch immer auf dem Elborus habe. Dagegen erzählten sie mir, daß aus einer Schlucht des Elborus der Weg ins Land der Dschinnen führe, da berühre sich die Erde mit ‚Dschinnistan‘. . . Das machte mich ängstlich . . . ich bin nicht hingegangen!

Der Kasbek aber hatte so viel kleine Züge, die den Menschen anziehen. Schon die Art, wie er einen immer wieder ansieht, einen nicht aus den Augen läßt, wirkt ganz eigen! Man ist stundenweit von ihm weggewandert, hat ihn mal auf mal aus dem Gesicht verloren, ihm — umschauend — mit langen Blicken zugenickt, wähnend, es sei ein Abschiedsgruß, den man ihm sende, und — siehe da: ein Stück Weges weiter sieht einem der Alte plötzlich wieder voll und groß ins Antlitz, über und über funkelnd im Sonnenlicht:

„Ich bin da, Menschenkind, — ich sehe deine Schritte!“

Mir ist, als müßte der Mensch besser werden, so bewacht vom alten Kasbek.

Diese Empfindung äußerte ich dem Bruder Hieronymus gegenüber, als ich an jenem Maiabend sein Gast

war. Aber Bruder Hieronymus schwieg eine Weile, still sinnend.

„Mein Sohn,“ sagte er endlich: „mit der Heiligkeit muß man sehr vorsichtig umgehen, — selbst auf dem Kasbek. — Weißt du von den sieben Eremiten, die vor Zeiten auf den Höhen des Kasbek gehaust, weit, weit über diesem Kirchlein? Nicht? Nun wohl, auf dem äußersten Gipfel des Berges soll noch vor hundert Jahren ein Kloster gestanden haben, zu welchem keines Menschen Fuß mehr dringen konnte. Ja, ja, heute sehen wir nichts mehr davon, aber der Berg ist reich an Erinnerungen. Forscher 19^{ten} Jahrhunderts, die ihn erstiegen, haben in einer Höhe von 11,500 Fuß ein steinernes Kreuz gefunden, daneben eine bröckelnde Mauer und steinerne Fliesen. Und noch dreitausend und einige hundert Fuß höher als das steinerne Kreuz, haben sie in eine weite Höhle geblickt, hineingehauen in den Porphyrfelsen, und von zwei Steinplatten wie von einer Thür bedeckt. — Das Kloster auf dem Gipfel hat niemand mehr gefunden. —

In jenem verschwundenen Kloster nun lebten einst sieben Einsiedler. Die hatte der Kasbek wunderbar angezogen, bis sie der Welt Valet geboten und Frieden gesucht im ewigen Schnee.

Und einer von ihnen, der Jüngste, hatte einen solchen Grad von Heiligkeit erreicht, daß die Natur um ihn her ihm dienstbar war, wie dem Erzvater Adam vor dem Sündenfalle. Wenn er sich früh zum Gebet erhob, dann schlüpfte der Sonnenstrahl in seine Zelle und der Einsiedler hing seine Tasche mit den heiligen Büchern daran. Und der Sonnenstrahl hielt sie für ihn, bis er seine Andacht beendigt hatte. Das sahen die andern Einsiedler und sie empfanden Neid gegen den Gefährten. Und es

sahen es die Dschinnen in der Luft, und ihr Herz entbrannte in Haß gegen den Schuldlosen.

Eines Abends spät pochte jemand an seine Zelle, halb erstarrt um Einlaß flehend. Das war ein wunderschönes junges Weib, das blickte ihn an aus großen, tieftraurigen Augen. Und der Einsiedler hüllte mitleidig seine härene Decke um ihre Kniee und wärmte ihre erstarrten Hände. — Und allgemach, wie das warme Leben zurückkehrte, ward ihr Antlitz heller; ihre Augen fingen zu glänzen an, ihre Wangen färbten sich rosig. Sie lächelte den Einsiedler freundlich an und er staunte, wie lieblich das Wesen sei, das ihn um Obdach gebeten; und er lächelte auch.

Und wie das holde Geschöpf dann den Kopf an seine Schulter schmiegte, um warm zu werden, da neigte der Einsiedler neugierig sein Antlitz näher zu ihr. Sie aber erhob schnell ihre lachenden Lippen, und ehe er es wußte, hatte er sie geküßt! — Da war es, als tönte ein Lachen durch seine Zelle, und der Gast war verschwunden. Klagend pfiß der Nachtwind um die Klostermauern, — bläulich schimmerten die Schollen draußen im kalten Mondlicht, — und der Einsiedel rieb sich die Augen und glaubte, daß er geträumt habe. Aber der Traum hatte ihn verwirrt, ihm die Ruhe genommen. Schlaflos warf er sich auf seinem Lager hin und her, und immer wieder war es, als töne das leise Lachen durch die stille Zelle.

Er war froh, als endlich der Morgenstrahl hineinlugte und eilte seine Tasche daran zu hängen. Aber siehe da, — der Sonnenstrahl diente ihm nicht mehr! Mit dumpfem Gepolter fielen die heiligen Bücher auf die Steinplatten, — und jetzt wußte der Einsiedel, daß er nicht geträumt hatte, — Traurig verließ er das Kloster, und

auch die Gefährten, die ihn vorher beneidet hatten, zogen gebeugt von dannen.

Ja, mein Sohn, es ist ein eigen Ding um die Heiligkeit! Ein wunderzart und gebrechlich Ding . . . will gar behutsam in acht genommen werden — — — auch auf dem Rasbeß.“

Zweites Kapitel.

Das alte Kirchlein, ‚Seimda-Sameba‘ genannt, die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, steht auf einem niedrigen Vorsprung des Kasbek. Ein Anstieg von vielleicht andert-
halb Stunden, vom tieferliegenden Tscherkessendorf Gerget, führt hinauf zum einsamen Gotteshause, das ein ungewöhnlich morsch verwittertes Ansehen trägt. Wann es erbaut worden ist, sagt uns keine Urkunde. Die Volkstradition schreibt seine Gründung der im zwölften Jahrhundert lebenden, georgischen Königin Tamara zu. Das aber will wenig sagen: denn das Bild dieser Fürstin lebt als so leuchtende Erinnerung im Volksgedächtnis fort, daß alles, was gut und schön war, alles, was zur Größe des Landes, zur Blüte des Reichs, zum Siege des Christentums beitrug, sobald sein Ursprung nicht festgestellt ist, unwillkürlich mit ihrem geliebten Namen in Verbindung gebracht wird.

Schöne, ruhmgekrönte Tamara! Herrscherin glorreichen Andenkens! In Tiflis zeigt man noch die Kirche, in welcher — der Sage nach — deine Trauung vollzogen worden, mit dem tapfern Dssetenprinzen, David Soslan. Das war im Jahre 1193.

Was war nicht alles über Tiflis dahingegangen, in den siebenhundert Jahren, seit der Fürst Bachtang Gurgaslan den Grundstein zur Stadt gelegt, bis zu der Stunde,

da du im schimmernden Brautgewande vor den Altar jener Kirche getreten!

Tiflis, sagt man, verdankt seinen Namen, ja seine Existenz, den warmen Heilquellen seines Bodens. Der Fürst Bachtang Gurgaslan, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung regierte, war ein kühner Jägermann und verfolgte einst einen Riesenelch in den weiten Wäldern des Stromgebiets der Kura, welcher sich verwundet und matt vom Blutverlust, vor seinen Augen bis zu einer warmen Quelle schleppte, in die er sich stürzte. Der Fürst folgte ihm und glaubte der Beute sicher zu sein, als nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten in der heilkräftigen Flut, das Tier an dem jenseitigen Ufer aus dem Wasser setzte und sich mit einer Geschwindigkeit und Kraft seinen Verfolgern entzog, als wäre es nie verwundet gewesen.

Bachtang Gurgaslan ließ an jener Stelle einen Denkstein errichten und gründete eine Niederlassung an den Ufern der wundertätigen Quelle. Doch erlebte er nicht das Ende des begonnenen Werkes. Und erst sein Sohn baute die Mauern der jungen Stadt und verlegte den Herrscherstiz der grusinischen Könige dorthin.

Aber Wetter um Wetter nahm seinen Weg über die Bergwelt und die Residenz ihrer Könige. Wie ein verheerender Strom in entfesselter Kraft, Damm und Riegel sprengend, stürzten die Barbarenhorden wieder und wieder vernichtend darüber hin. Hunnenschwärme mit Feuer und Schwert . . . Perserscharen, die Kriegsfackel in Händen . . . verschollene Völkerschaften, aufgetaucht und wieder zurückgesunken ins jährende Chaos, dem sie entstiegen. . . . Eines folgte dem andern in wirrer, todbringender Hege! Und Tiflis wurde zerstampft und zertreten, so oft es sich aus dem Schutt neu erhoben hatte.

Und dann erwuchs in den brennenden Wüsten Arabiens eine fremde, unheimliche Macht: Der Islam erhob sein halbmondgeschmücktes Haupt — — hoch flatterten die Banner des falschen Propheten! und in wildem Fanatismus stürmten seine Anhänger auch die Tore des Kaukasus, und Moscheen und Minarete erhoben sich in Tiflis, wo schon das Kreuz gelehrtet, als Symbol des Glaubens.

Anno domini 1088 fiel Tiflis in die Hände der türkischen Seltschucken und der König Georg mußte flüchtend in den Höhlen und Bergspalten des Kaukasus seine Schlupfwinkel suchen. Aber schon unter seinem Nachfolger, David dem Befreier, brach eine neue Ara herein. Denn ein frischer Wind war über Europa hingebraust, mächtig aufloodernde Flammen heiliger Begeisterung entfachend: es wogt und wallt in den Völkermassen . . . eine gewaltige Bewegung hat sich der Christenheit bemächtigt . . . und die glänzenden Rittergestalten der Kreuzzüge erscheinen, zu stolzem Zuge gereiht, auf der Riesenschaubühne der Weltgeschichte!

Hin nach Palästina drängt es, in bunten, unwiderstehlichen Zügen! . . . Enger und enger muß der Islam seine Streitkräfte zusammenziehen, vor den siegreichen Fahnen Gottfried von Bouillons . . . Nicäa . . . Edessa . . . Antiochien . . . Jerusalem . . . überall wird das Banner des Kreuzes aufgepflanzt!

Und während so der breite Strom der Weltgeschichte in neue Bahnen lenkt . . . siehe, da beginnt es sich geheimnisvoll zu regen, auch in den Schluchten und Engpässen der fernen kaukasischen Bergvölker. In Höhen und Tiefen wird es plötzlich lebendig: vertriebene Fürsten tauchen empor aus uneinnehmbaren Felsenverstecken; trozige Stämme sammeln sich, wie aus dem Boden gestampft, um ihre

Heersführer; bewaffnete Scharen brechen hervor aus jedem Hinterhalt! Das ganze Land erhebt sich in offenem Auf=ruhr gegen die Macht der Khalifen — — — und wenig Jahrzehnte später hat Georgien seine Unabhängigkeit erkämpft, und Thamar, die liebliche Enkelin David des Befreiers, sitzt auf dem Thron ihrer Väter, und ihre Truppen eilen von Sieg zu Sieg, Bergfeste um Bergfeste den Händen der Muselmänner entreißend!

Der Mensch ist immer nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet, und die Welle der Kreuzzüge hatte, gewaltig anschwellend, auf ihrem Rücken auch den Thron des entlegenen Berglandes emporgehoben und die ruhmreiche Regierung der unvergeßlichen Königin Thamar möglich gemacht. — —

* * *

Es war ein vergebliches Unterfangen, mit Bruder Hieronymus über historische Erinnerungen zu sprechen. Sein Geist pendelte beständig zwischen zwei Richtungen. Er wollte mir entweder Heiligengeschichten erzählen, oder mich mit auf die Jagd nehmen.

Nun bin ich für Heiligengeschichten nur bis zu einem gewissen Grade empfänglich. Es geht mir mit ihnen wie mit den eingemachten Pfeffernüssen: ein, zwei Stückchen sind mal ganz schön, aber — dann habe ich auch für eine Weile genug davon. Und wenn es nun erst an die grotesken Teufelsgeschichten ging, die Bruder Hieronymus mit augenscheinlicher Vorliebe aufsticht: wie der Teufel einst, weil ein Heiliger ihn überlistet, sich in der Wut zähnefletschend am Boden gewälzt, dadurch ein fürchterliches Erdbeben verursacht; — wie der Teufel ein ander Mal einen

desperaten Tanz aufgeführt, (alles spielte zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer — eine Gegend, die den Erzählungen des Bruders zufolge ‚Tanzboden Beelzebubs‘ zu heißen verdiente,) und zwar, weil der Heilige, den er zu necken pflegte, plötzlich hinter der Thür hervorsehend, als Satans grinsendes Gesicht hineinlugte, ihn mit einer glühend gemachten Feuerzange an der Nase gefaßt, so daß der Teufel, vor Schmerz brüllend, mit dem Schweif wütend um sich geschlagen, wobei er solche Felsmassen zerbrochen und durcheinander gewälzt, daß beispielsweise das grandiose sogenannte ‚steinerne Chaos‘ zwischen den Stationen Kobi und Guda=ur, diesem mostriösen Kriegstanz seine Entstehung verdankt — — wenn, sage ich, des frommen Bruders Redseligkeit sich dieser Gattung Geschichten zuwandte, verging mir vollends aller Appetit auf seinen Legendenreichtum.

Was nun die Jagd anging, so traf es Bruder Hieronymus damit kaum glücklicher: Ich war immer ein zu närrischer Tierliebhaber, um an der Jagd wirkliche persönliche Freude zu finden; und wenn ich ihr eine Art sachlichen Interesses abzugewinnen suchte, und mich einmal überreden ließ, um des freien männlichen Vergnügens willen teilzunehmen am ‚frischen fröhlichen Waidwerk‘ — (die Worte gefallen mir sehr!) — dann ging es mir ganz eigen. Es war immer alles frisch und fröhlich, und frei und männlich, solange es sich um den flotten Weg handelte, und die Lust an der Natur; sowie es aber zur Hauptsache kam, zum Losknallen, dann fand ich zu meiner Beschämung heraus, daß ich vielmehr Freude daran hatte, solch ein hübsches Tierchen zu beobachten, als es herunter zu schießen!

Nun ist die Gegend um das Kasbekgebiet her das

Hauptjagdgebiet des kaukasischen Widders, Tur genannt, dessen mächtige, rückwärts gebogene Hörner, ähnlich denen des Steinbocks, ich schon auf der Station zu bewundern Gelegenheit gehabt, wo ein kleiner Dffetenjunge mich mit aller Gewalt zwingen wollte, ihm ein paar abzukaufen.

Bruder Hieronymus war groß in den Schilderungen der ganz speziellen Attraktion dieser Jagd auf den Bergwidder: wie schier unbeschreiblich mühsam es sei, ihn zu beschleichen, — welche kaum menschenmögliche List und Gewandheit von Seiten des Jägers dazu gehöre! wie er, der Bruder, das Unglaublichste nach dieser Richtung zu leisten im stande sei, u. u.

Aber es war umsonst, daß Bruder Hieronymus mit den lockendsten Bildern meine träge Phantasie zu entzünden suchte, um die Begier rege zu machen, dem Tur in seinen unzugänglichen Gletscherbehauungen einen Besuch abzustatten. Umsonst daß er mir mit glänzenden Augen zuschwor, wir könnten sicher darauf rechnen — wenn wir so, und so, und so operieren — den Widder dermaßen in die Enge zu treiben, daß ihm nichts übrig bleiben würde, als sich vor unsern Augen köpflings von schroffer Felsenrinne in die Tiefe zu stürzen: ‚Sollst's mit eignen Ohren hören, wie seine Stirn unten aufsnallt‘, beteuerte er mal auf Mal! — Aber selbst die Aussicht auf diesen raffinierten Genuß machte mir nicht den Mund wässern!

Als endlich der fromme Bruder, seine Taktik ändernd, mir feierlich erklärte, es sei nichts leichter, als sich auf dieser Jagd den Hals zu brechen, und auch dieser — einigermaßen konsternierende — neue Gesichtspunkt auf mich keine besondere Anziehungskraft auszuüben schien, da gab er die Hoffnung auf, einen Turjäger aus mir zu machen. Und als ich bei seiner nächsten Teufelshistoire — diesmal

handelte es sich um ein mit den Hufen oder Klauen ausgeführtes Stücklein — unehrerbietig zu lachen anfing, da sah mich Bruder Hieronymus wehmütig an, und sagte mit großer Milde:

„Ja, ja . . . auf der Jagd wirst du dir schon den Hals nicht brechen . . . das habe ich gesehen. . . . Meine einzige Sorge für deinen Hals ist, daß der Teufel ihn dir einmal umdreht; denn ein großer Heiliger wirst du auch nie werden . . . o nein! . . . Ist auch ein schweres Brot, mein Sohn, — ein schweres Brot!“

Und der Alte nickte melancholisch mit dem Kopf und seufzte tief.

Drittes Kapitel.

Kuinen, Ruinen, wohin ich meinen Blick schweifen lasse! — Alte Burgen . . . moosbewachsene Türme . . . Mauerreste . . . Trümmerhaufen . . . von allen Höhen blickt die Vergangenheit!

Heute wandere ich nicht allein. An meiner Seite schreitet ein junger armenischer Hausierer, ein aufgeweckter Bursche, von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, mit ein paar prächtig-intelligenten, schwarzen Augen im feingeschnittenen, bräunlichen Antlitz.

Wir waren gestern abend in derselben Herberge zusammengetroffen. Er hatte neben mir seine Portion geröstetes Schafffleisch, Schaschlic genannt, gegessen, und mir artig davon angeboten. Ich revanchierte mich, indem ich ihn bat, von meinem Gericht ‚Tolma‘ zu kosten, (gestowte Weinblätter mit einer Art Fleischfarce gefüllt, übergossen mit Brühe und saurer Sahne — fremdartig, jedoch nicht unschmackhaft.) Und unsere Flasche Rachetinger hatten wir nachher auch miteinander geteilt.

Heute mußte Saffloh in aller Frühe weiter, und da unser Weg eine Strecke in gleicher Richtung führte, und ich Freude an seiner Unterhaltung fand, hatte ich mich ihm angeschlossen.

Jetzt ließen wir uns zu kurzer Rast nieder, im Schatten eines überhängenden Felsblocks, der sich wie ein vor-

springendes Giebedach in einer Höhe von fünfzehn Fuß, über den Weg erstreckte. Das Tal zwischen uns und den gegenüberliegenden, unwegsamen Höhen hatte sich erweitert. Brausend stürzte der Teret, eine weißgrüne, schaumsprühende Wassermasse, in rasendem Lauf über Steine und Felsblöcke, — hoch im Ather wiegte sich ein Vogel auf blau-schillernden Flügeln . . . gelber Krokus schimmert hier und da auf den Bergwiesen — und auf den Schwingen des Windes schwebt es herüber zu uns, wie ein feiner, undefinierbarer Duft: Frühlingsodem!

Inmitten des weiten Tales, zwischen den Bergriesen hüben und den Bergriesen drüben, liegt ein langgestreckter, grüner Hügel. Er sieht so jung aus in seinem Frühlingsgewande, als wäre er gestern erschaffen. Aber ein längstverlassener morscher Turm steht da oben, wie ein einsamer, vergessener Posten. —

Mein Auge bleibt an dem stummen Wahrzeichen haften.

„Wie alt der Turm da drüben wohl sein mag, Sakkoh?“ sagte ich, aufs zerfallene Stück Mauerwerk deutend, welches so wunderbar grau und verwittert herabschaut auf das herrliche Lenzgrün des Hügel, und die weißschäumenden Fluten in der Tiefe.

„Wie alt, Herr?“ und Sakkohs Blick folgt sinnend der Richtung meines ausgestreckten Fingers. — „Nicht alt, Herr! vielleicht sechs- vielleicht achthundert Jahre . . . das ist alles.“

„Sechs- achthundert Jahre? ist das nichts, Sakkoh?“ fragte ich lachend.

Der Bursche lächelte.

„Wir werden so alt nicht werden, Herr,“ gab er zur Antwort. „Aber gar viel ist es eben nicht.“

„Was nennst du denn alt, Freund Saffkoh?“ fragte ich belustigt.

Er blickte auf.

„Nachtschiwan ist alt,“ sagte er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Dort war Noahs erste Niederlassung. — In Nachtschiwan bin ich zu Hause, Herr.“

„Brrr! . . . Ja, mein Junge, wenn das dein Maßstab ist, — dann steht der graue Turm drüben freilich in seinen Kinderschuhen!“ räumte ich ein.

„Wenn man wissen will, was alt ist, Herr, dann muß man nach Armenien kommen,“ sagte Saffkoh stolz. „Seid Ihr in Eriwan gewesen? Nein? Nun, wovon hat die Stadt ihren Namen? Eriwan heißt ‚sichtbar‘, weil Noah vom Ararat aus, als er hartete bis die Wasser sich verließen, nach der großen Flut, diese Stelle als trocken erblicken konnte. — Solche Erinnerungen sind alt, Herr, — und wir Armenier selber sind alt: Noahs Enkel Togarma ist unser Stammvater . . . das haben wir nicht vergessen.“

Ich betrachtete mit Wohlgefallen den originellen Reisegefährten, den mir das Ungefähr nur für ein Weilchen zugesellt. Es tat wohl, zurückzugreifen bis auf die ältesten Überlieferungen des Menschengeschlechts, von Noah und Togarma, vom Ararat und der großen Flut reden zu hören, in dieser feierlichen Bergeinsamkeit, hier inmitten der kolossalen Zentralkette des Kaukasus, deren ehrwürdige Häupter Zeugen gewesen der gewaltigen, unterirdischen Kräfte prähistorischer Zeit, emporgehoben von ihnen zu gebietender einzigartiger Position, aus der sie jetzt herabschauen in majestätischer Ruhe, auf die vorüberziehenden Jahrtausende.

Ich trat, von einem unwillkürlichen Impuls getrieben, aus dem Schatten des überhängenden Felsblocks und

schaute rückwärts. Bisher hatte ich nur die Talebne uns zu Füßen und die Berghöhen jenseits derselben ins Auge gefaßt; jetzt wandte ich mich zum ersten Mal und blickte zurück. — — — Natürlich: da flimmert das blendendweiße Haupt des Kasbek, über und über in Sonnenglanz getaucht und grüßt herüber in ernster Würde:

„Ich bin da, Menschenkind, — ich sehe deine Schritte.“ . . .

Esakoh hatte mittlerweile in seiner Umhängetasche gestöbert. Jetzt zog er die Hand klimpernd heraus und hielt mir eine Faust voll Münzen entgegen.

„Sind die alt, Herr?“

Ich beschaute sie neugierig. Ja, die waren alt, wenn sie auch freilich nicht aus Noahs Arche stammten.

Da waren altpersische Geldstücke, alte römische Münzen, — Münzen aus der Zeit der Sassanidenherrschaft . . .

„Wo hast du die her, Esakoh?“ fragte ich, während ich die interessanten Stücke aufmerksam prüfte.

„Ein gut Stück hinter Tiflis, Herr, auf dem Wege nach Baku, unfern des Städtchens Seliawetpol, erstrecken sich unermessliche Ruinen. Die müssen alt sein, denke ich. Wenigstens wollen Leute wissen, daß die wunderliche Säule, die in jener nämlichen Gegend steht, von der aus der Mullah jetzt die Muselmänner zum Gebet ruft, noch von Alexander Muggdem (Alexander von Macedonien) aufgerichtet ist — — — lange ehe der heilige Andreas den Christenglauben über diese Berge gebracht. — In jenen Ruinensfeldern habe ich die Münzen gefunden und habe sie aufbewahrt. Ich liebe alles was alt ist, Herr.“

Ich betrachtete meinen Gefährten mit steigender Sympathie.

„Du bist ein sonderbarer Gesell, Esakoh,“ sagte ich lächelnd, „und sonderbar sind deine Liebhabereien. Aber

ich mag dich gut leiden. — Weißt du, daß man im allgemeinen von der Wahrheitsliebe der Armenier sehr zweifelhafte Begriffe hegt? — Aber dir glaube ich aufs Wort.“

Der Bursche lachte und schnitt ein schlaues, urkomisches Gesicht:

„Die Wahrheitsliebe der Armenier? . . . Herr, bei uns sagt man: Wer die Wahrheit spricht, muß immer einen Fuß im Steigbügel haben . . . das ist eben nicht jedermanns Sache; — hat auch gar so mancher weder einen Steigbügel noch ein Pferd dazu! Es wird schon seine Richtigkeit haben, was Ihr da von der Wahrheitsliebe gesagt. Aber es ist oft auch anders, Herr —“ und Sakkohs Gesicht veränderte sich seltsam und wurde sehr ernst. „Wir Armenier können auch die Wahrheit reden, — und können für die Wahrheit sterben. O ja, das können wir.“

Ich beobachtete mit großem Interesse die Wandlung, die im Ausdruck und im ganzen Wesen meines Genossen während der letzten Worte vorgegangen war.

Er schwieg ein paar Augenblicke, dann warf er den Kopf herum, daß die dunkeln Haare in den Nacken fielen und begann unaufgefordert von neuem:

„Mein Vater war nicht was ich bin, Herr. Er las, studierte und schrieb unablässig. Damals lebten meine Eltern in Wan, der Stadt der Semiramis, am großen See. Ich habe keine Erinnerung an jene Zeit, noch an meinen Vater . . . ich hab' das alles nur von meiner Mutter. . . Nun seht: mein Vater war einer von denen, die die Wahrheit sprechen, und — — nun ja, daß ich's kurz her sage: er sprach die Wahrheit, und — hatte nicht den Fuß im Steigbügel. . . Und er blieb bei der Wahrheit und starb für die Wahrheit. . . Nein — fragt mich

nichts, Herr," unterbrach sich Sjakoh, als ich die Lippen öffnete, „wir reden nie davon, meine Mutter und ich, — es kommt allerlei vor auf Erden. . . . Ich bin nur so darauf gekommen, als Ihr von der Wahrheit spracht. —

Meine Mutter aber raffte damals die geschriebenen Hefte meines Vaters zusammen und mich dazu (ich war erst ein Jahr alt), und kehrte zurück in ihren Heimatsort, Nachtschivan.

Dort hatte sie ihre glücklichen Jugendjahre verlebt und ihr Herz hing an der alten Stadt; und wenn ich mich erst heraufgearbeitet habe" — und ein sonniges Lächeln erhellte seine Züge, — „wenn ich mich heraufgearbeitet habe, in vielleicht noch einem Jahrzehnt, dann soll sie dort ein glückliches Alter genießen."

Das Lächeln stand dem Burschen gut und mein Herz war warm geworden während der kurzen Erzählung.

„Und hast du die geschriebenen Hefte deines Vaters, von denen du vorhin sprachst?" fragte ich nach einer Pause.

Sjakoh nickte stolz:

„Gewiß, Herr! die hüten wir wie einen Schatz! — Ihr könnt sie bei mir ansehen, wenn Ihr mich mal besuchen wollt in Nachtschivan —" und er lachte fröhlich.

Wir waren an dem Punkt angelangt, wo unsre Wege sich trennen mußten. „Gottbefohlen, Herr; ich schwenke hier," und der junge Armenier streckte mir die braune Rechte hin.

Ich ergriff sie herzlich.

„Gottbefohlen, mein braver Sjakoh!" sagte ich freundlich. „Und wenn mich mein Weg wieder einmal in diese Berge führt und ich dich besuchen möchte — muß ich dann wirklich bis zu deiner alten Noahstadt wandern?"

„Hilft nichts, Herr! das müßt Ihr! überall anders bin ich ein Fremdling — unser Weg kann uns ungesucht zusammenführen, wie Mensch und Mensch, — aber daheim bin ich nur in Nachtschwan!“

„Und willst du immer dort leben, Sakkoh?“

Er lachte übers ganze Gesicht!

„Leben und sterben, Herr! — Was man mit der Muttermilch eingesogen hat, haucht man erst mit der Seele aus!“

Eine Minute später war Sakkos schlanke Gestalt jenseits des Bergvorsprungs verschwunden.

Viertes Kapitel.

Warum jener sagenhafte Beherrscher Grusiens, der sich in einem stolzen Bau ein Denkmal für die spätesten Zeiten zu setzen begehrte, nicht das Felsplateau des Gudberges zum Standort desselben erwählte, wird wohl jedem unverständlich bleiben, der je den wunderbaren Blick von diesen Bergpartieen aus genossen hat.

Eine weite, herrliche Talebne, in deren Tiefe der weiße Aragwa-Strom fließt, erstreckt sich unabsehbar zu unsern Füßen. Mitten in der ausgedehnten Niederung liegt ein gewaltiger, in Riesenformationen emporragender Felsblock. Nicht verwachsen mit dem Tal und mit demselben aufwärtstrebend, sondern ein in Urzeit abgestürzter, einzeln hingewälzter Koloss, der wie ein stolz gewölbtes Giland in kühnen Linien über der weiten Talfläche zu balancieren scheint.

Einen Begriff von seinen Proportionen wird sich der Leser erst machen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß dieser abgestürzte Felsen an verschiedenen Stellen mit Waldungen bewachsen ist; daß von seinem Gipfel ein paar Tscherkessendörfer herabschauen und ein halbzertrümmertes Kirchlein auf der Höhe sichtbar ist.

Um uns her aber erstreckt sich das Panorama der Bergwelt, in stolzer, schimmernder Pracht.

Dort sind es die malerischen Zacken der prächtigen

Berggruppe, ‚die sieben Brüder‘ genannt, die das Auge unwiderstehlich anziehen; dann wieder die glänzenden Schneemassen des sogenannten ‚roten‘ Berges (ein Name, den der Berg seinem ungewöhnlichen Eisenreichtum zu danken hat). Hier der Kreuzberg, dessen Spitze sich in den Wolken verliert, — dort der breitgetürmte, über und über schneeefleckte Baiderah; und jenseits der Talebne, mit dem blitzenden Aragwa-Strom, den ich vor den Höhen von Guda-ur wie ein dünnes Bändchen entspringen sah, die groteske Felsenhöhe, der ‚Teufelsstuhl‘.

Und rings um einen schauert eine Luft, daß das Atmen positiver Genuß wird! — O du mythischer König dieses herrlichen Landes, welch schöneren Platz für dein Denkmal hättest du wohl ausfindig machen können!

Der Fürst aber hatte sich die Fels Höhen des Szuramberges erwählt; und wirklich ragen dort auf schwindelnder Höhe heute noch uralte Mauertrümmer, welche das Volk mit dem Namen ‚der Tränenturm‘ bezeichnet.

Die Sage geht, daß der Geist der Berge jenem Eingriff des Fürsten in sein Gebiet feindlich gesinnt war und durch unsichtbare Mächte, welche seinen Befehlen gehorchten, die am Tage erbauten Mauern wieder in der Nacht in Trümmer stürzen ließ.

Ein greiser Seher, vom Fürsten darum befragt, wie dieser Bann zu brechen sei, gab endlich widerstrebend die Antwort: um den Turm zu vollenden, müsse vorerst die ärmste Witwe des Landes ausfindig gemacht werden. Sie müsse aber hilflos ans Siechbett gefesselt sein und dürfe nur nur ein einziges Wesen auf Erden haben, das ihr nahe steht; einen Sohn in Fülle und Blüte der Jugendkraft.

Wenn dieser Sohn ergriffen und lebendig eingemauert

würde, — nur dann könne der Bann gebrochen und der Turm vollendet werden!

Des Herrschers Boten durchjagten das Land nach allen Richtungen. . . . Sie fanden die Witwe, und — fanden den Sohn. . . . Das grause Gebot ward vollzogen und kurze Frist später stand der prachtvolle Bau vollendet da.

Als aber der Fürst im Rausche des Triumphs eine prunkende Feier veranstaltete, um den Saal des strahlenden Palastes einzuweihen; — als der ganze Kreis seiner Vasallen sich zusammengesunden hatte zu frohem Gelage und der Fürst sein einziges holdes Töchterlein entbieten ließ, das Fest mit ihrer Gegenwart zu schmücken — — — da fand es sich, daß sie, von Liebe und Erbarmen zum unglücklichen Opfer der Grausamkeit ihres Vaters erfüllt, sich mit dem Jüngling zusammen hatte einmauern lassen.

Das ist die Geschichte des Tränenturms auf dem Felsengrat der wildzerklüfteten Szuramhöhen.

Kein Grusinier wird zur Nachtzeit in der Nähe jener Trümmer sein Lager aufschlagen. Der verruchte Fürst soll nächtlich dort umgehen. Viele haben sein Seufzen und Wimmern gehört und ein seltsames Klirren von Ketten, als wäre er unlöslich verknüpft mit der Stätte seiner Untat. Ja, verspätete Wanderer erzählen, von Grauen geschüttelt, wie sie im Morgendämmern eine schattenhafte Gestalt händeringend auf den Trümmern der Burgzinnen umherirren gesehen, die sich mit gräßlichem Rettengerassel in die Tiefe stürzt, sobald der erste warme Strahl des Morgenrots sie trifft.

Ich schritt rascher vorwärts, als sollte frische kräftige Bewegung die nächtlichen Spukbilder bannen, die sich mir ungesucht aufgedrängt mitten im lachenden Sonnenschein.

Was sollten mir solch düstre Erinnerungen hier auf dem herrlichsten Punkt der herrlichen grufinischen Heerstraße?!

Friß zugeschritten! — —

Horch einmal! was tönt da, jetzt, wo ich mich gegen den Wind gewandt, ganz nah, hell und lustig in den Tag hinein?

„Es gab einen Widder in Kolchis,
Den hieß man das goldene Bles, —
Gar mancher schon suchte ein solches,
Weil Macht es und Reichthum verhieß!
Nur Jason, der führte das volle,
Verwegene Wagestück aus . . .
Gar mancher geht heut noch nach Wolle
Und kommt doch geschoren nach Haus!“

Es war eine Männerstimme in meiner Nähe, welche die Worte sang. —

Was die Stimme an Wohlklang und Modulationsfähigkeit vielleicht zu wünschen übrig ließ, das wog sie zwiefach auf durch das Kraftmaß, mit welchem der Sänger die Töne in den hellen Sommertag hineinschmetterte. Jetzt sah ich ihn. Ein großer, blonder Hüne mit riesenbreiten Schultern, lehnte an einem Felsblock vor mir, guckte ins Blaue und sang sich eins, unbekümmert um meine herannahenden Schritte. Und wie immer das Instrument in seiner Kehle beschaffen sein mochte, — es hätte jedenfalls nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn aus diesem gewaltigen Brustkasten nicht Kraft genug gedrungen wäre, den Gesang von Bergeshöhe zu Bergeshöhe schallen zu lassen.

Ich habe mir immer was zu Gute getan auf mein musikalisches Gehör. Und nun erst mein Bariton. . . .

Den höre ich über die Maßen gern! So fiel ich denn direkt mit der zweiten Stimme ein und darf wohl sagen, daß der Effekt ein schöner war. Wir steigerten unser Feuer von Zeile zu Zeile und brachten den Schluß vom ‚Geschoren nach Hause kommen‘ mit wahrer Begeisterung heraus!

Als das improvisierte Duett zu Ende war, wandte sich der Hüne freundlich zu mir um und sagte mit augenscheinlichem Wohlgefallen: „Das haben wir sehr hübsch gemacht!“

„Reizend,“ stimmte ich ihm aus innerster Überzeugung bei, „und solche klassische Erinnerungen tun einem immer wieder wohl.“

„Mir aus der Seele gesprochen,“ erwiderte der Fremde, „um so mehr noch, wenn sie einem als Nutzenanwendung so schöne Lebenswahrheiten nahe bringen!“

„Es hat was für sich,“ räumte ich nachdenklich ein; „indes muß ich gestehen, daß mir der Argonautenzug, schon an sich selbst, ohne alle Zutat, eine überaus sonnige Erinnerung ist.“

„O, ich bin ganz bereit, mich mit Ihnen in dieselbe zu versenken,“ versicherte der Fremde wohlwollend. „Ich fühle mich selbst ganz jasonisch aufgelegt.“

Wir hatten uns beide auf eine breite Steinplatte gesetzt, vollständig gesonnen, den angeknüpften Faden weiter zu spinnen.

„Ja, ja, — eine sonnige Erinnerung!“ fuhr der Hüne träumerisch fort. „Ich denke heute noch an den wundervollen Sonnenschein, als wir damals in See stachen!“ Er sah mich prüfend an:

„Ob wir damals nicht auf demselben Schiff waren?“
Ich betrachtete ihn aufmerksam.

„Ich kann mich auf ihre Züge nicht recht besinnen,“ sagte ich zweifelhaft. „Es ist wie eine dunkle Ähnlichkeit, — aber . . . es ist eben so desperat lange her . . .“ Und ich schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe eine Idee!“ rief der Fremde. „Sie wissen, wie äußere Umstände oft dazu beitragen, dem Gedächtnis nachzuhelfen. Glauben Sie nicht, daß, wenn wir nur plötzlich an Ort und Stelle wären, die Erinnerung ganz klar wieder in uns aufleben würde?“

„Sollen wir unsre Richtung ändern und zusammen über die Berge nach Kolkhis gehen?“ fragte ich entschlossen.

Ein köstlich=spañhafter Ausdruck zuckte einen Moment um die schnurrbartumkräuselten Mundwinkel des blonden Hünen und spielte wie ein tanzendes Licht in seinen Augen. Er sah grade vor sich hin und lächelte still.

Dann wandte er den Kopf und sah mir voll ins Gesicht:

„Wir sind wohl beide Kurländer?“ fragte er lachend.

„Stimmt auf meiner Seite,“ erwiderte ich ebenso.

Wir begrüßten uns als Landsleute und tauschten unsre Namen aus.

„Ich bin ja nur noch ein verpfuschter Kurländer,“ sagte mein neuer Bekannter. „Oder wenigstens ein verkosmopolisierter,“ fügte er erklärend hinzu. „Das heißt, ich bin mit zweiundzwanzig Jahren schon aus der Heimat weggekommen.“ — (Ich hätte ihm jetzt seinem Aussehen nach sechs= bis achtunddreißig gegeben.)

„Aber Sie wissen ja,“ fuhr er gleichmütig fort, „es steckt was im Kurländer, was nicht tot zu machen ist. Wenn er ganz echt ist, muß er sogar ein bißchen verrückt sein können, auch wenn er sonst ein sehr vernünftiger Kauz ist. — „Das klingt wie ein Paradoxon“ — er lachte vor

sich hin — „aber ich brauche es Ihnen Gott sei Dank, nicht zu erklären, da Sie selbst ein Kurländer sind. Meinen englischen Freunden konnte ich das nie begreiflich machen. Die halten mich für ein Original“ — jetzt lachte er hell auf! — „du liebe Zeit! während ich doch nur ein Typus bin!“

Er hatte seine Zigarrentasche hervorgeholt und bot mir einen ‚Stengel‘ an. —

So hielten wir denn eine kurze Rast miteinander, wir zwei fremden Heimatgenossen, die wir uns nie vorher begegnet waren und wohl nie wieder begegnen werden, und uns nur so einmal — auf ein halb Stündlein — auf der grusiniſchen Heerstraße zusammengefunden hatten! —

Er kehrte zurück aus Mingrelieu, von den erinnerungsreichen Gestaden des alten Kolchis und sollte übermorgen wieder zu ein paar Reisegeſellen stoßen, welche unterdessen die Mineralbäder des Kaukasus besucht hatten. Sein Weg ging nach Wladikawkas zurück, — der meine führte weiter nach Tiflis, — so hatten sich die Fäden unsres Lebens für einen Augenblick berührt.

Wir plauderten noch ein Weilchen von der gemeinsamen Heimat, die ihm so vertraut schien, als wär er erst gestern fortgegangen.

Als ich mich darüber äußerte, sagte er:

„Ach, das ist noch gar nichts! Ich bin aber im Yellowstone-Park mit einem alten Kauz zusammengetroffen, der seit vierzig Jahren nicht mehr in Kurland gewesen war und wohl auch nie mehr dahin kommen wird, wenn er überhaupt noch lebt. Sie sollten mal sehen, wie dem noch alles in der Erinnerung lebte! Es war rührend zu beobachten!“

Er war so was von einem verlorenen Sohn gewesen,

wissen Sie, und mit achtundzwanzig Jahren nach San Franzisko gegangen.

Als ich ihn kennen lernte ging es ihm sehr gut; es mußte eben — trotz allem — kerngesundcs Material in ihm gesteckt haben und er hatte sich vollständig herausgearbeitet.

Der Alte besaß eine liebenswürdige Frau und ein paar erwachsene Töchter, und denken Sie nur, er hatte ihnen allen beigebracht, unsre kurische saure Grütze zu essen. Die alte Dame erzählte mir, wie er es ihr mal auf mal immer wieder beschrieb, bis sie nach einigen mißglückten Versuchen endlich etwas annähernd Richtiges zusammengebraut habe. Mit der Zeit hatte sie sich selbst daran gewöhnt und bewunderte die ‚Stahbe Puttre‘ (so nannte er es mit Vorliebe), nicht minder als mein alter Kurone. Ich sehe noch sein entzücktes Gesicht, wenn an einem glühenden Sommertage das heimatliche Leibgericht auf den Tisch gesetzt wurde.

Wir waren bei unserm ersten Zusammentreffen in einem größeren Kreise noch keine Stunde im selben Raum gewesen, als der Alte lebhaft auf mich zutrat und fragte, aus welcher Gegend Kurlands ich sei. Und als ich ihm mein Erstaunen darüber aussprach, daß er mich noch erkannt, trotzdem ich der Heimat so lange fern, da lachte er gemüthlich:

„Hahaha! lehren Sie mich einen Kurländer erkennen! . . . Ich finde ihn unter Hunderten heraus! . . . Ich sage Ihnen, da ist was — das verwischt sich nicht. . . . Begegnen Sie einem Kurländer wo Sie wollen, — in China — in Arabien, — bei den Südsee=Insulanern: er hat sich akklimatisirt . . . anglisirt . . . arabisirt . . . was Sie wollen; er hat andre Sprachen und Sitten

angezogen, — sich einen Zopf wachsen lassen meinetwegen — — aber etwas . . . etwas ist immer da! Ein Böffelchen Slahbe Buttre ist immer nachgeblieben!“ — — —

Wir lachten beide über die drollige Charakterisierung, dann blickte ich nach der Sonne und mein Kurländer erhob sich gleichzeitig:

„Nun müssen Sie wohl davon, und ich auch; — die Zeit versteht keinen Spaß.“ —

So trennten sich unsre Wege.

Nach einer halben Minute blickte ich noch einmal zurück. Mein Weg führte niederwärts, auf dem berühmten Zickzack=Abstieg nach Mleti zu, der seine aufwärts, zu der Höhe von Guda=ur.

Da stand er jetzt, ein tüchtiges Stück höher als ich, und seine mächtige Gestalt zeichnete sich klar und scharf ab gegen den lichtblauen Äther. Er schwenkte den Hut noch einmal als unsre Blicke sich begegneten, und dann — mit dem Arm einen weiten Kreis beschreibend, als weise er mir all die Schönheit auf einmal, die saftgrünen Fluren, das strahlende Blau des Himmels, die schimmerndweißen Schneegebirge — —

Stoß an! Grünblau=weiß liebe —

Hurra hoch!“

donnerte er mit Stentorstimme! —

Das war der letzte Gruß, den wir getauscht. — —

Fünftes Kapitel.

Was für eine Gewalt das hat, solch ein Gewitter in den Bergen! Wie das dröhnt und hallt und durch die Himmel rollt, wenn der Donner sich entladet mit einer berstenden Wucht, als sollten die Berge zerreißen und die Felsen zerplittern vor diesem Getöse!

Das ist ein Beben und Zittern, als sollte die Erde aus den Fugen gehen, im Kampf der Elemente. Und — — — ein wunderbares, fernes Bild zieht durch meine Seele: ich gedenke des einsamen Propheten auf den unvergeßlichen Bergeshöhen des schluchtenreichen Horeb. Wie mag es erst dort um ihn gekracht und getobt haben, als der große, starke Wind kam, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, — und nach dem Winde das Erdbeben, — und nach dem Erdbeben das Feuer, — und dann das stille, sanfte Säusen . . .

Es ist etwas Herrliches um die Einsamkeit einer großen Natur! Unwillkürlich erhebt sie den Menschen über sein Ich hinaus und bringt ihn in Beziehung zu allem, was groß, geheimnisvoll und übersinnlich ist. — —

Während des ärgsten Unwetters hatte ich ein Unterkommen in einer Dissetenhütte gefunden. Der kleine, durch vollentwickelte Eigenart ausgezeichnete Volksstamm — letzter Überrest der alten Medier untergegangener Tage — ist ungemein gastfrei, und der Wirt hatte mir bereitwilligst Obdach geboten.

Jetzt, nachdem die Wut des Sturmes sich ausgetobt, schritt ich rüstig weiter auf meiner Straße nach Mzcheta zu und es rollte und grollte und dröhnte nur noch leise in den sich langsam lösenden Wolkenknäueln, wie sie in mannigfach durcheinander wogenden Formationen und wunderbar abenteuerlichen Färbungen um die nebelverhüllten Häupter der Bergwelt zogen.

In Mleti hatte ich ein paar Tage Raft gehalten und meine Eindrücke gesammelt und geordnet. Dort erzählte man mir, daß nicht gar lange vor meiner Ankunft, der Aragwa, geschwellt durch Zuflüsse von Bergeshöhen und aus Gletscherpalten, aus seinem steinigen Bett getreten war, wie er das in dieser Jahreszeit zu tun liebt, wenn der Frühlingsübermut ihn wieder einmal so recht ergreift. In lustigen Wellen emporspringend, hatte er sich wie eine weiße Schaummasse über die grusinische Heerstraße ergossen, und — wieder zurückweichend — ein Stück von ihr mit sich gerissen. — Für die Postkutsche war die Verbindung tagelang abgeschnitten gewesen, bis fleißige Arbeit die Schäden wieder ausbessert.

Jetzt war die Straße wieder vollständig fahrbar. Dennoch zählte ich auf meiner Wanderung zwischen den Stationen Mleti und Passana=ur fünf Nieselfälle, und zwischen Passana=ur und Ananur gar neun solche, die sich in unbändigen Sprüngen kopfüber von den Bergen, grade über die grusinische Heerstraße, und so hinunter in den Aragwa stürzten! Wie all diese zierlichen Cascaden blitzten und sprühten und funkelten in den Strahlen der Abendsonne!

Als die Abendsonne des folgenden Tages ihr Strahlennetz um die Berge spann, da lag sie vor mir — Mzcheta, die ehemalige Kaiserstadt Georgiens!

Ich stand da und blickte hinüber zu dem kleinen, an-

spruchslosen Ort in der Ebene, wo der Kura und Aragwa ihre Wasser vereinigen. Ihre einstige Größe und Bedeutung . . . wer wollte sie der alten Niederlassung heute noch ansehen?!

Das war der älteste historische Herrschersitz des Kaukasus, einst eine reiche Stadt von mächtiger Ausdehnung, deren Festungswerke mit Mauern und Thürmen sich in weitem Umkreise bis zu den angrenzenden Berghöhen hinaufzogen, während im Zentrum der Stadt, von prächtigen Baudenkmalern umgeben, am Zusammenfluß der Kura und des Aragwa, die herrliche Kathedrale und der Kaiserpalast ragte. — —

Du alte Stadt, wer wollte deine Geschichte schreiben?! Wer könnte all die Schleier lüften, — wer Licht hineinbringen in das Dunkel deiner wechselreichen Vergangenheit! . . .

Zwischen dem Kloster Samthavro, welches zu Mzcheta gehört, und der grusinischen Heerstraße unsrer Tage, liegt ein weithin sich erstreckender uralter Begräbnisplatz. Er ward bloßgelegt im Jahre 1871, bei Gelegenheit notwendiger gewordenen Arbeiten, den Bau der Chaussee betreffend.

Der alte Begräbnisplatz weiß viel zu erzählen, mehr als die übrigen erhaltenen Urkunden bis jetzt zu berichten vermocht haben. — Sie sind wunderbar zäh und zuverlässig, diese Archive im Schooß der Erde!

Das weite Totenfeld von Samthavro läßt uns zurückblicken auf eine lange Reihe von Jahrhunderten, während welcher es Generationen um Generationen die letzte Ruhestatt gewährt.

Da liegen sie in Schichten übereinander, die Särge der verschiedenen Epochen. In der Tiefe uralte, fremdartig gebaute Behälter, mit wunderlichen vergessenen Gegen-

ständen darin, die bis in die Eisenzeit zurückreichen, mit Inschriften und Symbolen aus dem zehnten Jahrhundert vor dem Beginne unsrer Aera. In den oberen Schichten wiederum Steinfärge, die aus jener Zeit stammen mögen, da ‚es sich begab, daß ein Gebot von Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt sich schätzen ließe‘. Wenigstens finden sich in denselben wiederholentlich Münzen des großen römischen Imperators.

Im Jahre 1872 fand man in der Metropole von Samthavro einen Grabstein, über und über bedeckt mit hebräischen Buchstaben, und datierend aus der Zeit des assyrischen Weltreichs. Die Inschrift enthält Lobpreisungen Gottes, und die Zuversicht der einstigen Auferstehung. Wir ersehen aus ihr, daß also schon tausend Jahre vor Christi Geburt jüdische Kolonien sich in der Stadt Mzcheta im Kaukasus angesiedelt hatten, — Jahrhunderte ehe Rom's Grundstein gelegt war.

Hatte ein Salmanassar oder Tiglat-Pileser ein Häuflein jüdischer Gefangener in die kaukasischen Berge geschickt? wie die Herrscher Assyriens die Völker zu verteilen pflegten, die sich unter ihr Joch gebeugt, indem sie aus phöniciſchen Gefangenen Kolonien in Medien gründeten, und Gefangene aus Nairi in Babylonien ansiedelten etc.

Wie dem auch sei, es hatte eine kleine jüdische Gemeinde, hierher versprengt in stürmischer Zeit, abgeschnitten von ihrem Volk, den Glauben der Väter bewahrt, und in der wilden Bergwelt des Kaukasus waren Gebete erklingen wie unter den Trauerweiden Babylons.

‚Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen! Ob zu der Zeit der weltbewegenden Ereignisse auf den Gefilden Sudäas, eine dunkle Kunde hierher zu ihnen gedrungen sein mochte, von einem großen Propheten,

der aufgestanden in Israel?‘ oder ob sie erst dreihundert Jahre später, durch die heilige Nina das Wort vernommen, von dem ‚Eckstein, den die Bauleute verworfen?‘ längst nachdem die Adler des Gerichts sich versammelt über Jerusalem!

Die heilige Nina, welche im Kaukasus das Christentum ausgebreitet, soll den Aufzeichnungen georgischer Chronisten zufolge, im Jahre dreihundertachzehn von Konstantinopel nach Mzcheta gekommen sein. Damals war Georgien ein vergleichungsweise großes Reich. Die Provinzen Achalzich, Emerethien, Gurien, die Fürstentümer Mingrelien, Abchasien, das Land der Suaneten etc. alles war unter einem Szepter vereinigt. Und dies Szepter lag in den Händen Miriam des zweiten, welcher mit seinem Hofstaat im alten Kaiserpalast von Mzcheta residierte.

Zur Zeit aber herrschten Kummer und Angst in den prunkenden Hallen des Schlosses; denn des Herrschers Gemahlin und sein Knabe lagen sterbenskrank an einer tödtlichen Seuche darnieder, und das ganze Land war in Sorge und banges Harren versenkt, da stündlich die Todesbotschaft aus dem Palast erwartet wurde.

Da bat die fremde Christenjungfrau den heidnischen Herrscher um Zutritt zu seinen Kranken, kniete in inbrünstigem Gebet an den Lagerstätten der Leidenden, reichte ihnen lindernde Tränke, wachte bei ihnen in uermüdblicher Pflege, und gewann beide dem Leben zurück.

Anno domini 320 ging der Herrscher Miriam mit seinem ganzen Hause, von Nina bekehrt, zum Christentum über, und die neue Lehre verbreitete sich mit reizender Schnelligkeit durchs Land.

In Mzcheta ist heute noch das alte steinerne Becken aufbewahrt, über welchem der Heidenfürst Miriam die heilige Taufe empfangen. —

Kaum ein Jahrzehnt später wurde die Kathedrale der zwölf Apostel erbaut, und die einzige Erinnerung der längst entschwundenen Pracht und Größe der Stadt Mzcheta spricht jetzt aus den großartigen, ehrfurchtgebietenden Ruinen des alten Gotteshauses, deren herrliche Formen der Beschauer auch heute nicht müde wird zu bewundern. —

Zur Zeit Tamerlans wurde die Kathedrale teilweise zerstört, aber darnach in altem Glanze wieder aufgerichtet. — Es ist überhaupt ein Volk treuer Bekenner, das Bergvolk Georgiens: Als der Perserschah Aga-Mehmed-Chan vor kaum hundert Jahren das Land überfiel, und die Bewohner wieder unter die Lehre des Islam zwingen wollte, da war all sein Wüten vergebens: kein einziger Georgier war durch die furchtbarsten Martern dazu zu bewegen, den Christenglauben abzuschwören.

Es war spät geworden, und der Mond groß und leuchtend über die Berge empor geschwebt, als ich unfern der Stätte rastete, wo im vierten Jahrhundert die Einsiedlerzelle der frommen Christenjungfrau Mina gestanden. Das war auf dem Plage, wo sich heute der Klosterhof von Samthavro erstreckt; an der Seite nach Nord-Osten zu.

Es war ein köstlich stiller Abend! . . . Die Luft lind und aromatisch durchhaucht vom Duft blühender Gärten in der Nachbarschaft. Kaum ein Lüftchen regte sich! nicht einmal das Plätschern der Wasser drang hier bis an mein Ohr.

Die Mondesstrahlen gaukelten so wunderbar . . . schwebten und spielten, und ließen Licht und Schatten gar seltsam wechseln . . . Und als ich lange hinüber schaute, zum Gräberfelde von Samthavro, da war es, als sähe ich jetzt Dinge, die ich im hellen Tageslicht nicht wahrgenommen hatte.

Immer deutlicher gewannen sie Umrisse, — immer klarer traten sie hervor . . .

Gestalten in verschollenen Gewändern wandelten dort umher. Jetzt kamen sie näher, — ich konnte die Gesichter unterscheiden.

Scharf geschnittene Profile mit spitzen Bärten, wie ich sie auf uralten Monumenten ausgegrabener assyrischer Paläste gesehen, — ernste, schwarz umlockte Häupter mit den orientalischen Zügen der Kinder Abraham, — heitre, klassische Griechenköpfe, ein sorgloses Lächeln um die genugsfrohen Lippen, — gelbe, großknochige Hunnengesichter . . .

Wie die Mondlichter spielen. . . Und jetzt, — von der andern Seite her naht es, — halb schreitend, halb schwebend . . . eine zarte, ätherische Frauengestalt und sehr viel Licht ist rings um sie ergossen. — — — Und sie hält in der Hand ein Kreuz — und das kenne ich! . . .

Natürlich! das ist ja das Kreuz der Christin Mina!

Sie hatte es selbst aus Weinrebe angefertigt, eingedenk des Weinstocks, an dem sie selbst zur Rebe geworden war und dessen Lebenssaft sie diesem Lande gebracht hatte. Und sie hatte ihre herrlichen, langen Haare abgeschnitten und es damit zusammengebunden und geklagt, daß sie ihrem Herrn nicht einen besseren Dienst damit erweisen könne, wie Maria Magdalena, die einst seine Füße mit ihren Haaren getrocknet!

Gewiß, das ist das Kreuz — — ich erkenne es ganz deutlich! — Wie es leuchtet in den Strahlen des Mondes! — Und die Gestalt schwebt näher — und jetzt öffnet sie die Lippen um zu reden . . .

Ich fühlte leise meine Schulter berührt und fuhr herum.

Ein alter Fischeresse stand neben mir:

„Mit Verlaub, Herr; es ist besser, daß ihr aufwacht. Es ist nicht gut hier zu schlafen. . . . Dies ist ein sehr alter Gräberplatz, Herr, und es ist ein seltsam Ding um ihn. Hier hört der Mensch allerlei Stimmen und sieht zuweilen gar sonderbare Dinge. . . . Und mancher verträgt das nicht, Herr. Ich bitte um Verzeihung.“

Und er grüßte und ging seines Weges. —

Ich aber richtete mich schnell auf und strich mir den Schlaf aus den Augen!

Sa, es ist ein seltsam Ding um das alte Feld von Samthavro. . . . Ach, es ist überhaupt ein seltsam Ding um diese Bergwelt und ihre Einsamkeit! —

Und morgen muß ich sie verlassen, diese Bergwelt, und muß zurücktauchen ins alltägliche Leben! Morgen tönt der Pfiff der Eisenbahnzüge wieder in mein Ohr und schreckt mich auf aus meinen sinnenden Gedanken, — die Bergeinsamkeit mit all ihren eigenartigen Stimmen versinkt wie ein Traum hinter mir. . . . Und ich wirble wieder mit im wirbelnden Tanz des geschäftigen Lebens! —

Und die Berge bleiben stehen, groß, unbekümmert, erhaben, — schauen in majestätischer Ruhe auf das Drängen und Treiben da unten und baden ihr Haupt im Licht eines reineren Athers. — —

Aber sie haben mir doch viel zu sagen gewußt, diese Berge und das nehme ich mit mir zurück in die geschäftige Welt.

Habt Dank, ihr Berge, — habt Dank!

„Funiculi, funicula“.

Erstes Kapitel.

Es ist selten, daß einem eine Melodie so wunderbar durchs Leben folgt, daß sie mal auf mal mit wichtigen Wendepunkten, oder, durch irgendwelche Umstände, unvergeßlichen Ereignissen für einen zusammenfällt, wie es mir mit dem anspruchslosen italienischen Liedchen „Funiculi, funicula“ gegangen ist.

Ich lernte es kennen während eines kurzen Aufenthaltes in Neapel, wo man in der That nicht vermeiden konnte, es kennen zu lernen, da es einem bei jeder Gelegenheit und allenthalben entgegentönte. — Wir hatten, mein Kamerad und ich, am Tage nach unserer Ankunft das malerische Kastell St. Elmo auf der Höhe besucht und traten auf dem Rückwege müde und hungrig in ein Restaurant, welches mit seinen Glaswänden, fast in die See vorspringend, den köstlichsten Ausblick gewährt über die himmelblaue Bai samt ihren pittoresken Inseln und dem Vesuv als imposanten Hintergrund. Da saßen wir nun tief aufatmend nach der Hitze und dem Staube der Landstraße, genossen die wohlige Kühle des hohen luftigen Raumes und den wundervollen Blick über mehr und Land, — und die „frutti di mare“ nicht minder, welche der dienstfertige Kellner uns aufgetischt. Und um uns saß ein fröhliches Völkchen und genoß die heitere Stunde mit der ganzen Sorglosigkeit des südlichen Temperaments.

Hier war es, wo ich die Weise zum ersten Male hörte.

Sie hätte sich mir vielleicht nicht so lebhaft eingepägt, wenn nicht der Umstand dazu gekommen wäre, daß eine elegante Hochzeitsgesellschaft in unserer Nähe so regen Anteil an dem Liede nahm. Es waren vielleicht zwanzig Personen, die Frauen in seidenen Schleppkleidern, mit Blumen geziert, Fächer in den Händen, — die Männer, in Frack und weißer Krawatte, — alle in tadelloser Haltung und heiterster Laune.

Eine Bande von sieben Mann, Guitarre und Mandolinen in den Händen, hatte sich in einer Ecke des Saales aufgestellt und gab ihre muntern Klänge zum besten, zum sichtlichem Ergötzen der fröhlichen Gesellschaft.

Ein alter Herr mit weißen Haaren, der älteste unter den Hochzeitsgästen, ging zur Musikantengruppe hinüber und bestellte ausdrücklich das in Rede stehende Liedchen. Und die Heiterkeit war ansteckend, mit der die ganze gepuzte Gesellschaft den Refrain mitsang ‚yamma, yamma, funiculi, funicula‘.

In der Gruppe fiel mir ein bildschöner Knabe von vielleicht dreizehn bis vierzehn Jahren auf. Er hielt sich immer in der Nähe der Braut, an deren Zügen sein Blick mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing, und die unverkennbare Familienähnlichkeit zwischen den beiden jungen blühenden Gesichtern ließ mich wohl nicht mit Unrecht schließen, daß er der Bruder der noch sehr jugendlichen Braut sei, die sich wiederholt mit ihm zu schaffen machte. Es tat einem wohl zu hören, mit welchem Enthusiasmus die frische klare Knabenstimme in den Refrain einfiel! Es klang noch einmal so lustig um der hellen kindlichen Töne willen.

Ein Schleier der Wehmut lag für mich über jenen wonnigen Lenztagen in Neapel. Ich erwartete daselbst den englischen Dampfer der Orientlinie, der mich an die mir noch fremden Küsten Polynesiens entführen sollte, — auf mindestens drei bis vier Jahre, wie ich damals glaubte. Ein Abschied auf so weite Entfernung und ungewisse Zeit hinaus begünstigt eine weiche Stimmung, und für mich schwebte ein elegischer Hauch über jenen lachenden Gestaden, trotzdem mir die alte Welt ihr sonnigstes Antlitz zeigte, als gälte es, mir das Scheiden recht schwer zu machen.

Drei Tage nach meiner Ankunft in Neapel traf das erwartete Schiff ein. An Bord ging es mit Risten und Kästen, und der Golf schimmerte und flimmerte im Licht der sinkenden Sonne, als die ‚Luisiana‘ ihre Anker lichtete. — Die Maschinen fingen zu arbeiten an, der schwarze Rauch stieg fauchend empor ins goldene Licht des Tages . . . und langsam und majestätisch schwamm das Schiff hinaus in die blizende Ferne.

Ich stand auf Deck und umfaßte mit langem Blick das herrliche Bild . . . ‚Ade, Europas Küsten!‘. Da schwebte mit Sang und Klang ein kleiner Dampfer an uns vorbei: das war das Vergnügungsschiff, welches aus Capri zurückkehrte mit Scharen gepuzter, fröhlicher Menschen an Bord. Auf dem Deck stand eine Bande Musikanten, spielte und sang: ‚yamma, yamma, funiculi, funicula‘ schallte es da lustig zu uns herüber.

Und ich stand und starrte noch lange zurück, mit angespannten Blicken, nachdem die Melodie schon längst verklungen war unterm Wogengeräusche um uns her.

Zweites Kapitel.

Fünf Jahre waren vergangen, — und das sechste, — und noch drei Jahre, ohne daß ich an die Rückkehr nach Europa denken konnte.

„Seien Sie erst ein Jahrzehnt in Australien, so fällt Ihnen Europa gar nicht mehr ein,“ so scherzten meine Freunde unterm Kreuz des Südens. — Aber ehe das zehnte Jahr ganz verrauscht war, hatte ich mich gerüstet, die Heimreise anzutreten. Meine Sammlungen waren abgeschlossen, meine Geschäfte geordnet, meine Leute entlassen, — ein öffentliches Bankett war mir zu Ehren abgehalten worden, — und heute nahm ich in engerem Kreise Abschied von denjenigen meiner überseeischen Freunde, mit denen mich die wärmsten Beziehungen verbanden.

Es war ein interessanter, bunt zusammengewürfelter Kreis, der sich an jenem Abend mit mir in der kleinen Weinstube in Little Collins Street zusammenfand. Da waren die ausgezeichnetsten Mitglieder der Presse; Männer, die von der Zeit erzählen konnten, da sie zusammengetreten waren, die erste Zeitung im jungen Melbourne zu gründen, — in Melbourne, wo jetzt an zwei Duzend Blätter der öffentlichen Meinung Ausdruck geben! Da war der deutsche Missionar, dessen Station in Gippzland zum größten Segen für die mehr und mehr aussterbenden Dunkelhäute geworden ist, welche mit rührender Liebe an ihm und seiner

Familie hängen. Da war der franke Gelehrte aus Schottland, der sich vom sonnigen Klima in Australia felix Genesung versprach. — Da war Baron Ferdinand Müller, der greise Botaniker, der Mann, dessen Brust Orden aus aller Herren Länder schmückten, der all seine Kräfte der Erforschung der Flora des jüngsten Welttheils gewidmet und ein volles Jahrzehnt hindurch den Tag im Sattel und die Nacht im Zelt verbracht hat, die unerforschten Wildnisse Australiens durchstreifend.

Und mein alter Freund K. nicht zu vergessen, der enrugierte Spiritist, bekannter Stammgast in den verschiedenen spiritistischen Zirkeln Melbournes und Korrespondent der bedeutendsten Blätter dieser Gattung; der rüstigste Siebziger, den man sich denken kann, — unermülich bei der Arbeit, und frisch wie ein Jüngling, wenn Feierabend gemacht war; ein Mann von scharfer Denkkraft und vielseitigen Kenntnissen, der einem aber in gutem Ernst versichern konnte, er sei vor Zeiten ein Stein in Arabien gewesen; er glaube, er würde noch imstande sein, den Platz zu erkennen, wo er gelegen.

Mit uns war auch der italienische Schauspieler, der Nefte der Ristori, dessen früheste Erinnerungen seine Kunstreisen mit der Truppe der weltberühmten Tragödin bilden, auf welchen er immer einen der kleinen Knaben zu spielen hatte, den sie in der Rolle der Medea dem Jason tot vor die Füße warf.

Auch der alte Italiener war da, welcher mit Menotti Garibaldi nach Australien gekommen war, und es seitdem nicht mehr verlassen hat; der Alte, der einem keine höhere Ehre erweisen kann, als wenn er einem erlaubt, die Klinge zu betasten, die er aus Garibaldi's eigener Hand empfangen hat.

Mit ihm war ein junger Anverwandter, der erst vor einem halben Jahr aus Italien herüber gekommen war; ein talentvoller junger Architekt, welchen wir gern in unseren Kreis zogen, obwohl der kaum Vierundzwanzigjährige fast zu jugendlich für denselben war. Dreste litt viel an Heimweh, und die großen dunklen Augen blickten oft so traurig, daß sie auf das ganze hübsche Sünglingsantlitz ein melancholisches Licht warfen.

Aber in diesem Augenblick lachten seine Augen, und übermütige Laclust zuckte in seinen Zügen. Es war auch in der That schwer, den Ernst zu wahren: mein Freund K war in Feuer geraten und gab uns seine wunderlichen Theorien zum besten.

„Bei meiner letzten Existenz in Tiergestalt war ich ein Kamel“, erzählte er eifrig. „Ja, sehen Sie mich nur darauf an, meine Herren; wenn ich vor dem Spiegel stehe, kann ich die Spuren jener Tiergestalt selbst in meinem Gesicht noch deutlich verfolgen. Sehen Sie nur meine Nase an: die Ähnlichkeit mit dem Kamel ist täuschend!“

Es war unmöglich, ernst zu bleiben und eine Salve von Gelächter antwortete dem Redner.

„Aber meine Herren“, fuhr K. unbeirrt fort, „es ist eine ausgemachte Tatsache, daß jeder Mensch Ähnlichkeit von einem Tier hat. Das ist eben die Erinnerung an die letzte Phase, die er auf unserem Planeten in Tiergestalt durchwandelt hat. Ich vermag selbst in meiner Konstitution das Kamel zu erkennen: ich kann unermüdlieh durch den glühendsten Sonnenbrand hinschreiten, — ich kann Tage lang ohne einen Tropfen Flüssigkeit auskommen, — und ich kann wiederum auf einmal die immensensten Quantitäten trinken, — Quantitäten, die jeden anderen in Staunen versetzen würden!“

„That is true“, — there is no doubt about that“, riefen lachende Stimmen in fröhlichem Durcheinander und der Garibaldianer an X. Seite füllte ihm statt aller Antwort das Glas von neuem.

X. war bei seinem Lieblingsfujet:

„Mein Name in der Geisterwelt ist Said“, belehrte er uns; „das war der Name, den ich in meiner ersten Inkarnation als Mensch getragen. Damals war ich ein Ägypter. Das war noch vor Moses Zeit. Mein Vater . . . „Hier sah er zu meinem Nachbarn hinüber und unterbrach sich ärgerlich:

„Zum Henker, Mann, was ist da zu lachen? Ich war vorige Woche mit einem Medium zusammen, welches mir erzählte, daß es vor zweitausend Jahren mit Ihnen, — ja, mit Ihnen zusammen vor dem Orakel zu Dodona gekniet hat!“

„Great heavens“, erwiderte der Angeredete schauernd, „ich weiß ja, daß ich nachgerade anfangs, ein alter Knabe zu werden, aber für so antik-ehrwürdig hätte ich mich doch nicht gehalten! Das Orakel zu Dodona in Ehren, ihr Medium in Ehren, X., aber . . .“

Hier verlor ich den Faden des Gesprächs . . . andere Klänge zogen plötzlich meine Aufmerksamkeit ab. Seit einer Viertelstunde spielte eine Bande wandernder Musikanten unterm Fenster unseres Lokales, ohne daß wir derselben eine andere Beachtung geschenkt, als daß wir unsere Stimmen lauter erhoben hatten, um uns verständlich zu machen. Aber jetzt wurde da draußen eine Weise angestimmt, die eine vergessene Saite in meiner Brust zu berühren schien.

Ich wußte im ersten Augenblicke gar nicht, wo die Erinnerung hingehörte, aber das wußte ich, daß eine alte

Erinnerung hineinklang in mein Leben, und zwar mußte sie mit ereignisreichen, wehmütigen Momenten zusammenhängen . . . denn mir wurde seltsam weich dabei zu Mut. Und jetzt — ja, jetzt trat ein versunkenes Bild klar heraus aus der Tiefe meiner Seele.



„Yamma, Yamma, Yamma, Yammaja“ —
tönte es lustig da draußen, und die letzten Tage auf europäischem Boden erhoben ihr Haupt und sahen mir leuchtend ins Auge. . . . Die Stimmen, die an mein Ohr schlugen, sind nicht mehr die meiner englischen Freunde. . . . Um mich wogt das fröhliche Leben Neapels . . . die kleine Weinstube dehnt sich zum prangenden Saal . . . da lacht und plaudert eine elegante Hochzeitsgesellschaft . . . mir ist, ich höre die helle Knabenstimme ‚yamma, yamma, funiculi, funicula‘ . . . Während des ganzen Jahrzehnts im fremden Weltteil hatte ich diese Melodie keinmal vernommen und es war erstaunlich, wie lebendig die alte Zeit mit den vergessenen Klängen auf mich einströmte, — vielleicht doppelt so lebendig, weil mein Leben wieder an einem Wendepunkte angelangt war. —

Dreife war aufgestanden und ans Fenster getreten, und ich folgte ihm. „Es ist merkwürdig, was für Erinnerungen solch eine Melodie wachrufen kann,“ begann ich.

„Ja,“ sagte er, schnell zu mir aufschauend, und ich sah, daß seine braunen Augen sich verschleiert hatten. „Ja,

ich muß an mein schönes Neapel denken, — und an Tessas Hochzeit," fügte er leiser hinzu.

Den Namen hatte er oft genannt; ich wußte, daß er von einer verheirateten Schwester sprach.

„Mich hat das Lied seltsamerweise auch an eine Hochzeit erinnert," sagte ich lächelnd, „die wahrscheinlich früher stattgefunden hat als diejenige Ihrer Schwester."

„Tessa heiratete vor zehn Jahren," sprach Dreffe träumerisch, „ich war damals erst vierzehn Jahre alt, — aber wie genau erinnere ich mich des Tages! Wir gingen nach der Trauung in das Restaurant (er nannte den Namen) und unser Vormund bestellte dieses Lied ausdrücklich bei den Musikanten . . . wir sangen alle mit."

Ich hatte mit steigendem Interesse zugehört. Jetzt blickte ich ihn aufmerksam an:

„Und das war am 10. März des Jahres 18 . . .?" sagte ich.

Der junge Mann sah mich erstaunt an: „Wie wissen Sie das Datum?"

Ich ergriff seine Hand mit warmem Druck, als hätte ich einen Verwandten wiedererkannt.

„Weil ich auch auf der Hochzeit war, obwohl ungebeten," rief ich herzlich. Vor mir stand der hübsche braungelockte Schelm, dessen Augen damals so verzückt an der Braut gehangen . . . *Tempi passati* . . . So wunderbar begegnen sich Leute zuweilen im Leben . . .

Am nächsten Tage stemmte das Schiff, mit dem ich von dannen zog, seine breite Brust energisch gegen den anprallenden Wogenschaum, — und am Ufer stand Dreffe und schwenkte enthusiastisch sein Hütchen:

„A rivederei!"

Drittes Kapitel.

Das war ein glühender Tag! — — Die Wüste dampfte um uns her, und der Khamsin wirbelte hohe Staubwolken empor! —

Trotzdem ich eine artige Dosis Hitze vertragen kann, fühlte ich meine Kräfte von Stunde zu Stunde erlahmen. Jetzt schwankte ich nur noch im Sattel; das Blut in meinen Ohren sauste und hämmerte in meinen Schläfen.

Der alte Scheich in Tur hatte recht gehabt: die Jahreszeit — wir schrieben Ende Mai — war schon zu weit vorgerückt für meine Parforcetour zum Sinai. Mir standen nur zehn Tage für diesen Ausflug zu Gebot, und ich mußte die Zeit verwünscht scharf zu Rate halten, wenn ich den nächsten Dampfer in Suez nicht versäumen wollte. Ein Boot hatte mich vom letztgenannten Ort aus in vierundzwanzig Stunden durchs Rote Meer nach Tur getragen; dort hatte ich eine Nacht in einem Klostergebäude, griechischen Mönchen gehörig, verbracht, wo mir gastliche Aufnahme zu Teil geworden war. Im Morgengrauen des nächsten Tages hatte ich dann meine Wanderung zum Sinai angetreten.

Auf Zelte und Betten hatte ich, als auf retardierende Momente, Verzicht geleistet; mein Kamel trug, außer meinem eignen Gewicht, nur ein paar wollene Decken und den unentbehrlichsten Mundvorrat, und meine einzige Be-

gleitung war ein wegekundiger Beduine, der neben meinem Tiere herschritt.

Wir hatten die kürzere Route durch die Wüste Wadi-es-Slehm gewählt und waren am Abend des zweiten Tages, gründlich ermüdet, aber wohlbehalten, im Sinai-Kloster angelangt.

Zwei unvergeßliche Rasttage hielt ich dort, mehr als fünftausend Fuß überm Meerespiegel, von gewaltigen Bergmassen rings umgeben, in dem festungsartig abgeschlossenen, altertümlichen Bau am Nordost-Abhange des Sebel-Musa, im Tale Sethros; erfreute mich an den Bücherschätzen der Mönche und lauschte ihren Legenden, erklimmte auch den Gipfel des Berges, auf welchem (noch an dreitausend Fuß höher als das Kloster) eine christliche Kirche und eine mohammedanische Moschee Seite an Seite stehen, und schaute lange herab auf die erinnerungsreichen Stätten, in deren Mitte ich Rast hielt.

Am dritten Tage mußte ich den Rückweg nach Suez antreten, wenn ich mein Schiff rechtzeitig erreichen sollte.

Diesmal lag die Wanderung über Land vor uns, und wir hatten nur fünf Tage übrig für eine Tour, die unter gewöhnlichen Umständen sieben erforderte. So schonen wir uns denn nicht, Abdullah und ich, und gönnten uns, selbst während der Hitze des Tages, nur notdürftig Rast, um unser Programm einzuhalten.

Die ersten drei Tage war es ganz gut gegangen, obwohl ich am Abend des dritten Tages fühlte, daß ich krank sei. — Aber heute hatte sich ein heftiges Fieber zu den sonstigen Beschwerden gesellt; und jetzt schwankte ich nur noch im Sattel und konnte meine Gedanken nicht mehr zusammenhalten.

Allmählich schwand mir das klare Bewußtsein dar-

über, wann mein Schiff eigentlich Suez verlassen sollte. — — War das übermorgen? . . . oder morgen schon? . . . Ich sann und sann, und rechnete, — dann erfaßte mich eine tolle Lachlust darüber, daß man bei solchen Wüstenwanderungen die Zeitrechnung so vollständig einbüßt. — Ob es den Kindern Israel wohl auch so ergangen, als sie vierzig Tage in der Wüste umhergeirrt. . . . Nein, — Unsinn, — sie hatten ja vierzig Jahre vor dem Sinai gelegen . . . nein, auch nicht! . . . welche heillose Konfusion!

Ich lachte laut und anhaltend! . . .

Jetzt sprach Abdullah etwas, — aber ich verstand ihn nicht. Abdullah war ein dummer Kerl, es lohnte nicht zu fragen, was er wollte. — —

Worüber hatte ich doch nachgedacht? Ach ja, — wann das Schiff abgeht! Wo sind wir eigentlich? Ich weiß, daß wir Wadi Gharandel passiert haben, aber war das gestern oder heute? — — Und Wadi Werdan? . . . Sagte nicht Abdullah, daß wir schon durch Wadi Werdan ziehen? . . . Gütiger Himmel, mein Kopf! Es ist, als bohrte jemand einen Nagel stracks durch mein Gehirn! . . .

Wie ist das? . . . Ich bin ja gar nicht mehr auf dem Kamel. — Ich liege unter ein paar Seyalbüschchen, meinen Kopf erhöht, und Abdullah fühlt mir die Stirn mit nassen Tüchern und spricht lebhaft auf mich ein. Jetzt verstehe ich ihn auch: Er wird auf dem Kamel ein Stück zurückreiten . . . er wird zu einem Beduinenstamme, und sie werden in zwei bis drei Stunden wieder hier sein und mich nach Ayn Muja, der Dase, die nur noch zweieinhalb Stunden von Suez entfernt ist, tragen, damit ich mein Schiff nicht verjäume.

Richtig, — das Schiff! — Was für ein geheimer

Kerl doch Abdullah ist. Ich nickte lebhaft, und bin mit allem einverstanden. . . . Der Beduine schärft mir ein, mich ja nicht von diesem Plage zu entfernen, läßt seinen Stab bei mir zurück, besteigt mein Kamel und eilt davon.

Ich muß wohl in Schlaf gesunken sein, denn eine Weile hindurch wußte ich nichts von mir. Als ich die Augen wieder öffnete, mußte ich mich mühsam darauf besinnen, wo ich sei. — Ich richtete den Kopf ein wenig empor und blickte mit schweren Augen in die Landschaft. . . . Ringsum brennender, gelber Wüstenland, — nirgends eine Regung von Leben, — in der Ferne etwas verkrüppeltes Buschwerk . . . näher zu mir ein paar Flecke, die ich nicht zu klassifizieren weiß. Ich starre angestrengt darauf hin: ah, — jetzt fange ich zu unterscheiden an! Das helle dort ist ein Tiergerippe, — glänzend weiß gebleicht von den Strahlen der Sonne, und das dunkle in meiner Nähe ist — — kurios — — das ist ein riesiger Geier, der regungslos da sitzt und mich betrachtet.

Ich schließe die Augen wieder und lasse mein müdes Haupt zurücksinken. Ich fühle mein Hirn zu schwach zum Denken.

Nach einer Weile erfährt mich eine innere Unruhe. —

Wo bin ich eigentlich, — wo kann ich sein? . . .

Ich schlage die Augen auf: dasselbe Bild um mich her; nur der riesige Geier ist näher gekommen . . . er sitzt ganz nahe und starrt mich an. — Das Tier beginnt mir unheimlich zu werden. Kann es ein lebendes Wesen sein, das mich dort so regungslos im Auge behält?

Ich tappe mühsam nach dem Stabe, den ich neben mir liegen sehe, erfasse ihn und mache damit eine Bewegung zum gespenstischen Vogel hin, — und der Geier hebt die großen trägen Schwingen, fliegt zwei Schritte weiter, läßt sich nieder und starrt mich an.

Mir fallen erschöpft die Augen zu! Wie ich sie nach wenig Minuten wieder aufschlage, ist der große Geier auf seinen Posten zurückgekehrt; — nein, — er ist noch einen Schritt näher als zuvor. — Plötzlich erfäßt mich siedendheiße Angst! Dies Tier wartet auf mein Verenden! Es will mir die Augen ausreißen . . . es wird den Versuch machen, während ich noch lebe, — es denkt, ich bin zu schwach, mich zu verteidigen! . . . Ich habe mich in der Wüste verloren, das ist klar; ich hatte ein Kamel — ich weiß es jetzt ganz genau, daß ich ein Kamel hatte. . . . Wahrscheinlich liege ich hier seit Wochen, und jenes weißschimmernde Gerippe ist alles, was von meinem armen Tier übrig geblieben ist! Dieser Geier hat seine Mahlzeiten daran gehalten, — und jetzt denkt er, die Reihe ist an mich gekommen. — „Nein!“ — rufe ich laut, und ich fliege empor. Ich packe den Stab und stürze auf den Geier zu.

Der Vogel fliegt davon, vielleicht dreißig Schritte weit, — ich taumle ihm nach.

„Fort mit dir!“ rufe ich verzweifelt. Mich hatte eine unbändige Wut ergriffen. Ich gebe auf nichts mehr acht, ich eile hinter dem Vogel her, wo immer er sich niederläßt, obwohl mir dazwischen die Knie zu brechen drohen. . . . Endlich kann ich nicht weiter. Ich sinke zusammen; die Zunge klebt mir am Gaumen. . . . Oh, um einen Trunk aus Sethros Brunnen!

Richtig, jetzt weiß ich plötzlich, von wo ich komme: ich war im Sinai-Kloster, in Sethros Thal. Ich will dorthin zurück.

Ich raffe mich auf und blicke um: vom Vogel ist nichts mehr zu sehen, — und vom Tiergerippe auch nicht. . . . Wo ist der Baum, unter dem ich gelegen? Die

Gegend hat sich überhaupt verändert: hier sind ferne Erhöhungen sichtbar, die ich vorhin nicht wahrgenommen.

— Oh, die unerträgliche Hitze! — Ich muß verschmachten!

Meine Gedanken fangen wieder an sich zu verwirren. Nur eins ist mir klar vor der Seele: ich darf hier nicht länger bleiben: — ich muß mich weiterschleppen, — jene kleine Anhöhe hinauf, wo ich mich im Schatten des Buschwerks hinwerfen kann. Vorwärts torfle ich, — sinke hin, — raffe mich wieder auf; — endlich, endlich bin ich beim Buschwerk angelangt. Hier will ich mich hinstrecken, und wäre es zum letzten Schlaf. — Oh, um einen Trunk Wassers.

Ich liege da, erschöpft zum Tode, — meine Glieder zittern, aus meinen Poren rieselt der Schweiß. Die Augen sind mir zugefallen . . .

Da . . . ein Geräusch . . . es verweht sich in meinen Traum. . . . Das sind Vogelstimmen . . . eine Menge, Menge Vögel . . . das sind die Vögel der heiligen Katharina, von denen mir die Beduinen erzählt. Die fliegen in unermesslichen Scharen einmal jährlich zum Kloster auf dem Sinai, und jeder Vogel trägt in den Klauen einen Olivenzweig mit Frucht und Laub daran. So hängen denn ums Grab der heiligen Katharina gar viele Ampeln, die brennen allezeit; denn die lieben Vöglein sorgen, daß den Mönchen der Vorrat nie ausgeht.

Wie sie zwitschern, die Vöglein! . . . Es ist nur merkwürdig, daß es eigentlich gar nicht wie Vogelstimmen klingt. Es klingt mehr wie jene Doppelflöten, die ich oft in Kairo gehört . . . und es klingt auch wie ein Lied . . . es klingt wie . . .

Ich riß die Augen auf und horchte. Das waren keine Vögel, — das war auch nicht Fieberphantasie: da bläst jemand ein Lied . . . ich erkenne es ganz deutlich —

„Yamma, yamma, funiculi, funicula“, tönt es durch die arabische Wüste hin!

Menschen sind in der Nähe! Ich springe empor, der Selbsterhaltungstrieb gibt mir neue Kraft. Ich rufe, — ich laufe in der Richtung, aus der die Klänge kommen: „Hilfe, Hilfe!“

Keine Antwort. — Aber weiter tönt das Liedchen, und ich folge atemlos! Jetzt kann ich nicht weiter: „Help! help!“ rufe ich noch einmal, mit Aufbietung letzter Kraft.

Die Musik verstummt. Ich höre eine menschliche Stimme laut rufen. Noch eine verzweifelte Anstrengung mache ich, — ich bin fünfzehn Schritt weiter getaumelt, — ich höre verworrene Geräusche, — Menschen eilen mir entgegen . . . dann legt sich eine tiefe Ohnmacht über meine erschöpften Sinne.

Die Aufklärung über das Zusammentreffen, dem ich die Erhaltung meines Lebens dankte, wurde mir erst in Ayn Musa.

Die Partie, auf die ich gestoßen, bestand aus vier Geologen mit ihrer Dienerschaft, die den für ihre Wissenschaft so ausgiebigen Berg, Jebel Ham man Jar-un, unweit des Roten Meeres, besucht hatten und jetzt auf dem Rückweg nach Suez begriffen waren.

Ihr Dragoman war ein musikalischer Gesell und ein Spaßvogel dazu. Er hatte dem abergläubischen Diener des italienischen Geologen weiß gemacht, es spuke auf dem letzten Rastplatz vor Ayn Musa: der tote Musikus des dort ertrunkenen Pharao hause in diesen Bergen und spiele demjenigen Mitglied einer Karawane, welches er sich zum Opfer erkoren, immer erst ein Lied seiner Heimat vor. Darnach wisse der Unglückliche, daß er geliefert sei.

Der Neapolitaner hatte ein Kreuz geschlagen und sich der Hoffnung hingegeben, der pharaonische Tonkünstler werde kein neapolitanisches Lied kennen. Aber kurz ehe die Karawane ihren Halteplatz verlassen sollte, als die Dienerschaft beschäftigt war, die Zelte aufzuladen, hatte sich Mustapha unbemerkt hinter einen Felsvorsprung geschlichen und fing an, flott drauf loszublasen. Dem Diener fielen vor Entsetzen die Hände am Leibe herunter, — aber der musikalische Scherz wurde meine Rettung.

Mustapha selbst erzählte mir den Zusammenhang, als ich am andern Morgen in Ayn Musa, wohin man mich bewußtlos getragen, aus tiefem, traumlosem Schlaf erwachte. — Mein armer Abdullah kauerte auch am Boden, neben meiner Lagerstatt; er war erst gegen Morgen angelangt, nachdem er stundenlang vergebens nach mir gerufen und gesucht hatte. Als er mich hier gefunden, war sein erstes gewesen, einen Boten nach Suez zu schicken; und er konnte mir die beruhigende Nachricht geben, daß das Schiff, welches einen Tag über in Suez liegen sollte, um acht Uhr morgens noch gar nicht daselbst eingetroffen war.

Ein Schelmenstückchen ist wohl nie jemandem besser ausgekommen, als dem lustigen Mustapha. Beim Anblick der blanken Goldstücke, die ich ihm scheidend in die Hand drückte, grinste er übers ganze Gesicht! Ich aber blickte gedankenvoll in die lachenden Augen des braunen Burschen. Es ging mir durchs Herz, wie wunderbar die Vorsehung ihre Ziele ins Werk zu setzen weiß und wie wenig der Mensch selbst die Tragweite seiner Handlungen zu ahnen vermag! . . . Ein toller Einfall, — eine übermütige Laune, — — — und siehe da, eine unsichtbare Hand gestaltet ein Werkzeug daraus, das über Leben und Tod entscheidet. — — —

Farewell, Mustapha, und gut Heil deinem Flöten-
spiel! Ihm habe ich's zu danken, wenn ich die Wälder
meiner Heimat noch einmal betreten kann!

Viertes Kapitel.

Noch eine in schmerzlicher Wehmut ausklingende Erinnerung steigt in meiner Seele auf, wenn ich des kleinen neapolitanischen Liedes gedenke.

Wiederum ein Szenenwechsel in meinem wechselreichen Leben: um mich her — in rastlosem Getriebe — wogt und brandet die Hochflut der Londoner Sommersaison. . . . Aber ich bin nur noch mit halbem Herzen dabei . . . ich zähle die Tage . . . denn dieser Monat noch soll mich endlich zurückführen in die alte Heimat, nach langen Jahren, und meine Sehnsucht möchte den Tagen Flügel verleihen! — Wenn jetzt Melodien durch meine Seele klingen, so sind es halbvergessene Weisen aus der Kinderstube:

„Wai diewinge, wai laiminge, —
Kad mums kluht us Kuresenme . . .
Kad mums kluht us Kuresemme,
Musses tehwes semminja!“

Eine elegante Gesellschaft ist im Holborn-Restaurant in London versammelt, ein fröhliches Fest zu feiern. — Das ist die letzte Gesellschaft, die ich in dieser Saison noch mitmache; denn heute um acht Tage geht's nach Hause — heute um acht Tage, hurra! — Aber heute galt es noch Sir Henry Lochs Gesundheit zu trinken, der — bis vor wenig Wochen Gouverneur der Kapkolonie, von

der Königin bei seiner Rückkehr in den Lordstand erhoben worden war, und hier von seinen Freunden festlich aufgenommen wurde. — Während der ersten fünf Jahre meines Aufenthalts in Australien war Sir Henry Gouverneur von Victoria gewesen und warme Freundschaftsbande knüpften mich an den ausgezeichneten Mann.

Lord Loch, wie er von nun an hieß, hatte andre Zeiten gekannt, und der Sonnenschein des Glücks war erst nach harten Proben über seinem Haupte aufgegangen.

Einem konnte die Haut schauern, wenn er von seinen Erfahrungen in chinesischen Gefängnissen und Folterkammern erzählte! Und in jenen Tagen im Reich der Mitte, als der junge ‚Mr. Loch‘ in einem eisernen Käfig durch die Stadt geführt wurde, gefolgt von einer tobenden, höhnen- den Böbelmasse, da hätte wohl niemand mehr einen Pfifferling um sein Leben gegeben.

Jetzt saß er unter uns, ein rüstiger Sechziger, und der prächtige Kopf mit dem silberweißen Bart, der bis auf die Brust der markigen Hünengestalt herabfloß, blickte so heiter, daß es eine wahre Lust war, in diese hellen ehrlichen Augen zu schauen.

Es waren lauter liebe, angenehme Menschen um mich her, aber meine Nachbarin, Lady Claire, die Tochter der alten Gräfin mir gegenüber, war mein besonderer Liebling. Ausgestattet mit jedem Vorzug, den wir an den Töchtern Albions kennen, hatte der häufige Aufenthalt in Frankreich und Italien dem jungen Mädchen ein apartes Etwas beigelegt, — ein Arom erhöhter Lebendigkeit, — einen Zug romanischer Grazie, der, gepaart mit natürlicher Vornehmheit und englischer Eigenart, eine auffallend glückliche Mischung abgab. — Lady Claire war eine ungewöhnliche Erscheinung, und wäre überall aufgefallen, ohne deswegen

zu den gefeierten Schönheiten zu zählen. Sie war nicht schön genug, um in ihre Reihen zu gehören, und war so viel mehr als schön, daß man gar nicht auf einen Vergleich mit jenen verfiel. Sie war das bescheidenste Geschöpf, das ich kannte; aber man fühlte sich einer Macht gegenüber, wenn Lady Claire die Augen aufschlug und eine Bitte aussprach.

Noch einen Zauber besaß sie, für den ich ungemein empfänglich war: ihre unvergleichlich süße Stimme. Ich habe manchmal gedacht, die Engel im Himmel müssen so singen, wie dieses Mädchen. Es war keine laute, keine besonders umfangreiche, keine glänzende Stimme: aber so wunderbar weich, so unabweisbar zur Seele dringend, als fänge sie gar nicht mit der Kehle, — als fänge sie direkt mit dem Herzen! —

Heute war sie besonders angeregt gewesen, hatte gelacht und geplaudert und sich mit mir geneckt, denn wir waren alte Freunde noch von jener Zeit her, da sie, zwischen meinen Knien stehend, mit neugierigen Kinderaugen den Bärenzahn an meiner Uhrkette zu bewundern gepflegt. — — —

Die Gläser klangen, — die Unterhaltung schwirrte, — vom Balkon über uns spielte die Musik ihre lustigsten Stücklein, — und jetzt . . . ja, jetzt stimmt sie eine aparte Weise an. . . Bist du wiederum da, du wunderliche Melodie?! die du mir rätselhaft und unerklärlich — in entscheidenden Momenten meines Lebens wieder und wieder begegnest, und wenn du auch vorher für Jahre verklungen gewesen! Welch ein Zauber bannt dich an meine Fersen, wann immer ein Wendepunkt in mein Leben tritt, — sei es bei den Antipoden, — sei es in der arabischen Wüste, — oder heute an den Küsten Albions. . . Den anderen

sagst du nichts, — sie lachen und plaudern weiter, deiner nicht achtend! Mir aber ruffst du ins Ohr, daß ich an Scheidewegen stehe . . . daß ein Stück Leben hinter mir versinkt . . . ein neuer Abschnitt im Lebensbuche beginnt. . . . Ich mochte für eine Minute in Schweigen versunken sein . . . jetzt fühlte ich einen leichten Zugwind über mich hinstreichen. Im Saal hatte sich eine tropische Hitze entwickelt. . . . Jemand mußte ein Fenster hinter uns geöffnet haben und die kühle Nachtlust wehte schauernd herein.

Ich blickte auf Lady Claires weiße Schultern:

„Sie sitzen gerade im Zuge, Lady Clare,“ sagte ich besorgt; „Sie werden sich eine Erkältung holen. Darf ich Ihnen einen Shawl holen oder möchten Sie lieber, daß ich das Fenster schließe?“

Lady Claire sah mir lachend ins Gesicht:

„Wo denken Sie hin, Sir?“ rief sie fast übermütig; „Wenn Sie das Fenster schließen, ersticken wir alle, und wenn Sie mir einen Shawl holen, ersticke ich allein! . . . Nein, nein . . .“ Sie blickte mir mit einer lieblichen Mischung von Ernst und Schelmerei in die Augen und tippte ein paar Mal mit ihrem Fächer auf meinen Arm:

„Sagen Sie mir lieber, woran Sie vor ein paar Minuten gedacht haben . . . ich weiß, Sie haben an etwas ganz Besonderes gedacht! — Ich kenne Ihr Gesicht, Onkel Seekönig,“ fügte sie, zutraulich nickend, hinzu.

„Kannten Sie die Nummer, die eben gespielt wurde?“ fragte ich statt der Antwort.

Sie blickte ins Programm.

„A neapolitan song?“ . . . Sie sah mich ungewiß an, wie wenn sie in meinen Zügen lesen wolle, worauf ich ziele.

„Sawohl, a neapolitan song“, entgegnete ich, —

„aber für mich ist es ein ganz besonderer song. — Szenen von Abschied. . . Szenen von Wiederfinden . . . brauner Wüstenand, sich unabsehbar um mich erstreckend . . . eine ganze Fülle von Erinnerungen zaubert mir das anspruchslose kleine Lied zurück.“

Und in wenig Worten entrollte ich dem achtsam lauschenden Geschöpf an meiner Seite die paar Bilder aus meiner Vergangenheit.

Lady Claire laufchte mit hochroten Wangen. Ihr ganzes, liebliches Gesicht strahlte von lebhaftem Anteil! Als ich geendet, richtete sie sich mit spaßhafter Feierlichkeit empor:

„So soll sich in Zukunft noch eine Erinnerung mehr daran knüpfen“, sagte sie, halb scherzend, halb pathetisch: „Sehen Sie . . . wenn künftig diese Bilder an Ihrer Seele vorüberziehen, dann möchte ich durchaus aus irgend einem Winkeln Ihrer Erinnerung mit hervorklugen! — Sie haben immer meine Stimme geliebt . . . jetzt will ich Ihnen einmal dies Lied singen . . . morgen am Tage besorg' ich mir die Noten! Dann soll Ihnen in künftigen Jahren der helle freundliche Salon in Mayfair mit vor Augen stehen, wenn Sie die Melodie hören.“

„Topp, Lady Claire“, sagte ich heiter; „das wird die hübscheste von allen Erinnerungen, — Aber wann darf ich kommen, mir das Lied vorsingen zu lassen? Sie wissen, ich habe wenig Zeit; heute in einer Woche geht mein Schiff.“

„Ja, wer hat denn Zeit?“ lachte das junge Mädchen, — „noch dazu im Wirbel einer Londoner Saison?! . . . Überdies, wer kann sagen, wann mein Schiff geht?“ (Dies war eine scherzhafte Anspielung auf ihre brennende Sehnsucht, einmal eine große Seereise zu machen.) „Warten

Sie einmal . . ." sie rechnete leise für sich. . . . "Der Bazar . . . dann die Rout bei Lady S . . . dann . . . "Ach was, wir müssen eben Zeit schaffen", unterbrach sie sich plötzlich in ernsterem Ton, — "nur nichts aufschieben!"

Ihr Gesicht hatte seinen lachenden Ausdruck verändert, und auf den Strauß roter Rosen vor uns deutend, — die rote Rose war ihre Lieblingsblume — sagte sie, mit ihrem artigen fremdländischen Accent:

"Die Rosen sind zu brechen Zeit —
Darum so brecht sie heut:
Und wer sie nicht im Sommer bricht
Der bricht s' im Winter nicht!"

Das war eine Reminiscenz aus jenen Tagen, da es ihr Spaß gemacht, mir deutsche Volksliederversen nachzusprechen; aber der Tonfall ihrer süßen Stimme war bei den letzten Worten ein so unerwartet melancholischer geworden, und die tiefen Augen blickten mich so wunderbar an, daß ich, in ihr blühendes Gesicht schauend, unwillkürlich sagte:

"Was wissen Sie von Winterahnungen, Lady Claire?
— Damit hat's bei Ihnen noch lange Zeit!"

Jetzt wurde aufgebrochen, und wir verabredeten noch schnell, daß ich am Donnerstag Nachmittag bei ihr vorsprechen solle. —

Die Gesellschaft trennte sich in animiertester Stimmung, aber ich bemerkte, wie Lady Claire zusammenschauderte, als wir ins Freie traten. — Die Nachtluft fühlte sich auch wirklich empfindlich kalt, nach der erstickenden Hitze des Tages.

"Immer der alte Leichtfinn! . . . immer zu leicht gekleidet!" schalt ich scherzend; aber schon hatte sie sich zur alten Gräfin in die harrende Equipage geschwungen.

"Yamma — yamma — la, la, la, la, la" grüßte

die liebliche Stimme noch einmal heraus, — dann war der Wagen von dannen gerollt.

Drei Tage später bog ich zur anberaumten Stunde in die elegante Straße in Mayfair ein, deren viertes Haus Lady Claires Mutter inne hatte.

Ich sah Arbeiter beschäftigt, dicke Lagen Stroh in der Straße übers Pflaster zu breiten, und uäherte mich, von einem unangenehmen Gefühl ergriffen, schnell dem Hause.

Der Klopfen war umwickelt, und die Glocke gab nicht an. Dennoch wurde mir sofort geöffnet. Ein alter Diener mit sorgenvollem Gesicht, machte mir flüsternde Mitteilungen.

Lady Claire, so schien es, hatte sich an jenem Abend schwer erkältet. Sie war in der darauf folgenden Nacht an einer Lungenentzündung erkrankt. Tags darauf hatten sich typhöse Symptome dazu gesellt, und jetzt lag sie bewußtlos da, und die beiden hinzugezogenen Ärzte schüttelten bedenklich die Häupter.

Ich ging wie betäubt nach Hause! — Es wollte mir gar nicht in den Sinn, das frische liebreizende Geschöpf, das vor drei Tagen noch so fröhlich mit mir gescherzt, könne heute auf Leben und Tod darniederliegen! — —

Mein erster Gang am folgenden Morgen war nach Mayfair.

Heute empfingen mich hoffnungsvolle Gesichter. Lady Claire war zu sich gekommen gewesen, hatte Mutter und Pflegerin erkannt und auch ein wenig Nahrung zu sich genommen. — Sogar nach mir hatte sie gefragt, und etwas von einem „song“ gemurmelt, was nicht ganz klar gewesen sei. — Jetzt schlafte sie in tiefer Erschöpfung, hieß es; aber die Ärzte waren guten Mutes, und das geängstigte Mutterherz atmete auf!

Das war willkommene Kunde! Jetzt konnte ich doch wieder mit frohem Herzen meine Reisevorbereitungen betreiben. — —

Am Morgen vor meiner Abreise eilte ich noch einmal nach Mayfair. Ich konnte ja kaum darauf hoffen, die Rekonvaleszentin sehen zu dürfen; aber das neapolitanische Lied, und einen Strauß frischer Rosen wollte ich für sie hineinreichen. . . .

„Die Rosen sind zu brechen Zeit,
Darum so brecht sie heut!
Und wer sie nicht im Sommer bricht,
Der bricht s' im Winter nicht!“ . . .

summte ich leise vor mich hin. O welch leuchtender Sommerhimmel über mir . . . und wie meine Rosen duften.

Noch wenig Schritte . . . jetzt stehe ich vor der Thür . . . jetzt reiche ich meine Rosen hinein. — „Ob man Lady Claire schon sehen kann?“ . . .

Aber Lady Claire bedurfte keiner Rosen mehr, und keine irdische Melodie würde je wieder ein Lächeln auf ihre Lippen locken. Die befreite Seele hatte sich emporgeschwungen ins Reich der ewigen Harmonien . . . jenen Klängen entgegen, „die kein Ohr gehört und die in keines Menschen Herz gekommen sind . . .“

Ich sehe noch den ‚hellen, freundlichen Salon‘ in Mayfair, . . . und darin — inmitten einer Fülle blühender Rosen — den weiß-samtnen Sarg mit silbernen Beschlägen. . . . Zu seinen Füßen habe ich auch meinen Strauß in feierlichem Schweigen niedergelegt. . . . O, wie die Rosen dufteten . . .

Weihnachts-erinnerungen aus Victoria.

Erstes Kapitel.

Im Bergland von Victoria liegt ein einsames kleines Gasthaus, etwa sechstausend Fuß hoch, umgeben von einer wildzerklüfteten, großartigen Alpenwelt.

Während der Wintermonate (das ist also Juni und Juli), ja eigentlich schon von Mitte Mai bis Anfang September sind die Schneemassen, die sich dort anstauen, so gewaltig, daß selbst der Postbote nicht selten ernstlichen Gefahren ausgesetzt ist.

Es ist ein wahres Glück für den alten Mann, welcher Eigentümer des Gasthauses dort oben ist, daß es ihm nicht so geht wie jener Magd, von welcher Fürst Bismarck erzählte, sie habe seiner Gattin erklärt: „an allem auf der Welt kann ich mir gewöhnen, nur nicht an dem einsamen.“

Aber auch in günstigeren Zeiten sind es meist nur vereinzelte Besucher, die bei ihm eintreten, und die Straße dort hinauf ist in der Regel einsam.

Im Tal unten, zwei Stunden vom „Bernhard Hospice“ — so nennt sich das kleine Haus auf der Höhe — liegt die letzte Ansiedelung, von welcher aus der Anstieg beginnt und dort begegnet man nur ab und zu einem Holzfäller, zuweilen ein paar Touristen, meistens aber keiner Menschenseele.

Nur die Hochsommerwochen, die Zeit der Weihnachtsferien, machen eine Ausnahme, und in den sechs Wochen

von Mitte Dezember bis Ende Januar kehren fast täglich Gäste da oben ein, und das kleine Haus, welches unter normalen Verhältnissen acht Gäste bequem beherbergen kann, ist dann zuweilen gezwungen, zwölf bis fünfzehn aufzunehmen. Sie werden auch alle untergebracht, denn der wunderliche alte Mann, der selbst alleiniger Gebieter ist, findet immer einen Ausweg und ist ebenso originell wie kurz angebunden in seinen Anordnungen, aber ohne Seufzen geht es für die Gäste nicht ab!

Es ist eine absonderliche Herberge, jenes kleine Hospice, es hat nichts mit der Mode irgend einer Zeit oder eines Landes zu tun.

Der alte Mr. Boostedd, der Wirt des Hauses, ist ein abgedankter Seemann, eine alte Teerjacke, die zum mindesten ihre vierzig Jahre mit Wind und Wellen gerungen hat. Als er sich zu alt fühlte, um den beiden nimmermüden Gegnern nach wie vor Stand zu halten, wurde ihm in einem Seemannsheim ein Platz angewiesen. Er aber erbat sich statt dessen von der Regierung Victorias die Erlaubnis, auf Mount Bernhard ein kleines Gasthaus zu bauen und halten zu dürfen.

Als ihm diese ohne Anstand bewilligt worden war, entwarf er einen Plan und ging mit großer Befriedigung an die Ausführung des eigenartigen Baues.

„Look here“, sagt der alte Boostedd mit unverkennbarer Genugtuung, wenn er Jemandem die Idee seiner Behausung erklärt: „mein Ehrgeiz war, das Haus so ähnlich einem Schiff wie nur möglich zu gestalten. Das ist mir aber nicht ganz ausgekommen, — leider! Sie können so einen Kasten auf dem Lande nicht genau wie ein Schiff gestalten, wenigstens nicht mit den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen.“

Gleich die Küche zum Beispiel: sie gehört auf dem Schiffe ins Zwischendeck. . . . Ich hätte sie also wenigstens in Souterrain haben müssen, und eine enge Wendeltreppe müßte hinauf führen — das konnte ich alles nicht machen, das ist ein Nachteil, ich gebe es zu. Aber sehen Sie einmal her: annähernd so ähnlich dem Muster eines Schiffes, wie weit ich eben konnte, hab ich es gemacht.

Sehen Sie mal: Sie treten von draußen direkt in den Speisesaal; irgendwas von Ihren Entrées oder drawing rooms, oder sonstigen Humbug ist gar nicht da! Sie reißen die Thür auf, und — there are you! direkt im Zentrum!

„Und nun vom Eßzimmer aus — schauen Sie her: Thür an Thür führt an den beiden freien Wänden entlang in die einzelnen Schlafräume, gerade wie auf dem Schiff! und“ (er blickt Einen herausfordernd an) „glauben Sie, daß das Zimmer sind, die ich den Leuten vermiete? Ja? Very well? Machen Sie mal eine Thür auf! Nun? Nennen Sie das Zimmer?“ Kojen sind es, Herr, Kojen und nichts anderes! Da steht das Bett an der Verschlagswand, die es von der nächsten Koje trennt; am Fußende ist gerade noch Raum für den Waschtisch. Dann hier noch der Stuhl — damit ist die Breite des Raumes ausgefüllt, und den Bedürfnissen des Menschen vollkommen Genüge getragen! Das Bett ist hoch genug, daß man einen Koffer der vorgeschriebenen Schiffsdimension darunter schieben kann. Schleppt Einer ein größeres Ding, irgend so einen neuerfundenen Monsterkoffer mit sich, dann kann er zusehen, was er damit anfängt; es ist einfach nicht ein Extra-Zoll Raum dafür da! Was will Einer mit mehr Sachen anstellen, möcht ich gern wissen? So'n Schiffs-koffer reicht aus für 'ne Reise um die Welt! No, my good

Sir, Kojen vermiete ich, so schlecht und recht wie nur je auf einem Schiff!

„Das Fenster freilich“, und hier trübt sich sein frohlockendes Gesicht, „das Fenster mußte ich größer machen als die port-holes in den Cabinen. Das ist hier was anderes als auf dem Schiff, und man darf auch beim Verfolgen der besten Bestrebungen nicht einseitig werden.“

Diese kleine Schilderung wird genügen, meinem Leser eine notdürftige Vorstellung von den Räumlichkeiten des Hauses und den Eigentümlichkeiten des Besitzers zu machen.

Dies war der Platz, den ich mir vor einer Reihe von Jahren für meine Weihnachtsfeiertage auserlesen hatte.

Jahr um Jahr hatte ich mein Christfest in tropischer Hitze bei 30 Grad Réaumur im Schatten verbracht. Die Temperatur, unter der man seufzt, hat dennoch etwas für sich: sie hilft einem leichter weg über das „Weihnachtsheimweh“, welches ein ganz sonderbares, apartes Gefühl ist.

Die Sommerglut hindert uns daran, sich so recht zu vergegenwärtigen, was an diesem Tage im fernen, heimischen Norden vor sich geht. Wie die Eiszapfen von den Dächern hängen und der Schnee unter den Füßen knirscht; wie die Leute mit Päckchen beladen geschäftig durch die Straßen eilen und in den Häusern solch eine liebe, freudig-rührige, geheimnisvoll-lächelnde Regsamkeit herrscht; . . . wie der Tannenbaum auf einmal so ein ganz anderes Ding wird als das übrige runde Jahr hindurch, so ein einziges, ersehntes, begehrtes Ding, ohne welches man gar nicht aus noch ein weiß! . . . Wie die Schellen klingen . . . wie die Lichter glänzen . . . wie sie sich in der Heimat versammeln, all die lieben, trauten Gesichter, die sich dort Jahr aus Jahr ein zusammenfinden zu dem einen

Fest des Jahres, welches das Fest des Gemüths geworden ist für den Sohn der nordischen Erde.

Nein, die klimatischen Verhältnisse lassen es einen nicht so ganz auskosten, das Weihnachtsheimweh. Und es ist gut, daß das so eingerichtet ist. Es bleibt ein dumpfes, träumerisches Gefühl und kommt nicht zum vollen, grellen Aufschrei.

Man hört im Gotteshause den alten, lieben Text verlesen und es regt sich so eigen im Herzen. Aber ins Freie hinausstretend, da begrüßt einen ringsum ein Dufte und Blühen voll unwiderstehlicher Lebenslust! In allen Gärten buntwuchernde Triebkraft, auf allen Zweigen schillerndes, zwitscherndes Leben, überm fernem Walde zitternder Höhenrauch und die ganze Atmosphäre ein sonnengetränktes Lichtmeer — — und man flüstert vor sich hin ‚heute ist Christabend . . . heute ist eigentlich Christabend‘, aber so recht in den Kopf will einem die Wahrheit doch nicht.

Diesmal nun hatte ich es mir vorgenommen, meine Weihnachtszeit in den Bergen zu verbringen. Einen Christbaum würde ich ja doch nicht sehen, wohin ich auch immer die Schritte lenkte; aber ich war fest entschlossen, in diesem Jahre wenigstens wieder einmal zur Weihnachtszeit Schnee zu sehen.

Zweites Kapitel.

Es war ein schwerheißer Tag, an dem ich Melbourne verließ, und die schleichenden Stunden im staubigen Eisenbahncoupé gestalteten sich zu einem Schwitzbade, schier unerträglich in seiner intensiven, triefenden Dauerhaftigkeit.

Unbarmherzig, schonungslos brannte die Sonne nieder auf die eingeglühnten Waggonen, ihre volle Kraft entfesselnd zu tropisch-mörderischer Unerbittlichkeit, vollständig entschlossen wie es schien, es auf einen Wettkampf zwischen ihrer Leistungsfähigkeit und unsrer Widerstandskraft ankommen zu lassen. Hilf, Himmel! wie lange konnte die letztere demgegenüber Stand halten?

Die junge Dame vis-à-vis kämpfte sichtlich einen harten Strauß widerstreitender Empfindungen: sie faßte ein paar Mal unsicher nach dem zierlichen Hütchen und Schleier, fühlte vorsichtig an den Kopfsseiten entlang und ließ die kleine behandschuhte Hand mit leisem Seufzer wieder sinken. Der Schönheitssinn verlangte offenbar gebieterisch die Unantastbarkeit der obengenannten krönenden Toilettegegenstände; aber der Instinkt der Selbsterhaltung protestierte energisch und wollte sich nicht knebeln lassen! Ach, und welche mächtigen Faktoren sind unsre Naturtriebe! wie leicht fallen ihnen unsre heroischsten Vorsätze zum Opfer! Nach kurzer Frist trug die Liebe zum Leben auch hier den Sieg davon: ein verzweifelter Blick, ein leises

Stöhnen der Resignation, ein nervöses Neisteln hastiger Finger zwischen Gummibändern, Schleifen, Haarnadeln, und der Schleier ist beseitigt, welcher die zierlichen Vöckchen auf der Stirn so schön vor Verheerungen schützte, das Hütchen entthront, welches den ganzen kunstgerechten Bau so symmetrisch zusammenhielt. — — Ja, armes Kind, die verhängnisvolle That kannst du nicht mehr ungeschehen machen . . . *alea jacta est!* in kürzester Frist werden die Vöckchen aufgeweicht und formlos auf deiner nassen Stirn kleben und das ganze wogende Haargebäude wird jämmerlich darnieder liegen!

Ächzende Laute aus der Ecke rechts lassen mich mein vis-à-vis vergessen. Der ältere Herr, der jene Ecke eingenommen, fährt sich mit einem großen rotseidnen Taschentuch stöhnend über den glänzend-kahlen Schädel — blinkt und blank wie poliertes Elfenbein — jappt und pustet und murmelt für sich: „I am done for! I am done for!“

Wieder eine Stunde ist dahingeschlichen. Der Zug vermindert seine höchst zweifelhafte Schnelligkeit, eine Station ist bald erreicht. Die junge Dame greift seufzend nach Hütchen und Schleier; — gleich wird sie ihre sieben Sachen zusammenlesen . . . ich schließe die Augen und stelle mich schlafend an. Die Hitze hat mich so demoralisiert, daß es mir unmöglich ist, an ritterliche Dienstleistungen zu denken!

Der Zug hält; die Thür wird aufgerissen; Stimmen, Schritte, Begrüßungsschreie; ich luge hervor zwischen blinkenden Lidern — richtig — heraus! — Die Thür wird wieder zugeschlagen.

Ein erleichtertes Stöhnen aus der Ecke rechts „thank goodness! thank goodness!“

Ich blicke um nach dem älteren Herrn mit dem roten

Taschentuch: er hat seinen Rock abgeworfen; im nächsten Augenblick folgt die Weste. Ich blicke ihn an, vague darüber spekulierend, inwieweit er seine Toilette noch modifizieren wird, aber ich bin zu müde zum denken, ich lehne mich in die Ecke zurück und werde versuchen zu schlafen.

Wieder eine Stunde! Wir haben um sieben Uhr früh Melbourne verlassen, jetzt ist es zwölf Uhr mittags. Wir haben nicht ein Wort miteinander gesprochen. Jetzt macht mein Reisegefährte sich stöhnend und pustend fertig auszustiegen. Er hat die Tür geöffnet, hält aber auf dem Trittbrett und sieht mich mitleidig an:

„Haben Sie noch lange zu fahren, Unglücksmensch?“

Ebler, menschenfreundlicher Greis! noch einen Gedanken übrig zu haben für den leidenden Mitmenschen inmitten des eignen Auflösungsprozesses!

„Bis halb drei,“ stammele ich resigniert.

„Oh dear, oh dear!“ und er betrachtet mich mit teilnehmenden Blicken: „Zieh'n Sie sich aus, poor fellow, aber vollständig — vollständig — und . . . God help you!“

Er nickte noch einmal, wehmütig anteilvoll; dann verschwand er im Stationsgebäude und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Ich blieb allein meinem dumpfen Sinnen anheimgegeben. Das letztberichtete Ereignis hatte mich momentan aufgerüttelt aus meiner Versunkenheit! Ich segnete den herrlichen Mann, der mir ‚ein menschlich-fühlend Herz gezeigt‘ in unsrer gemeinschaftlich erduldeten Drangsalshize! Ich wünschte heiß, der Himmel möge seinen ehrwürdigen Schädel, mit der glorreichen Menschenliebe darunter, milde bewahren vor der Sonne mörderischen Angriffen. Aber selbst das Organ der Bewunderung, welches in meinem

Gehirn auffallend entwickelt sein soll, war eingelullt und benommen und in kurzer Zeit verfiel ich wieder in eine an Lethargie grenzende Indolenz.

Ich bewegte halb träumerisch die Frage in meinem Geiste, ob es wohl ärztlich festgestellt sei, welche Quantität Schweiß der Mensch vergießen könne, ohne an Ausscheidung des Wassers aus dem Blut zu Grunde zu gehen.

Ich versuchte die verschiedenen Gründe für und wider gegeneinander abzuwägen, die bei solcher Witterung einen Waldbrand oder einen Eisenbahnzugbrand wahrscheinlicher machen . . .

Müde des einen, unausweichbaren Ideenkreises, raffte ich mich endlich auf: ich würde meinen Sinn auf etwas Ideales lenken, ich würde dichten!

Aber ich hatte nicht genug schöpferische Kraft übrig, mehr als einige Zeilen zu Stande zu bringen, welche ich hier folgen lasse:

„O dunkler Sohn der fremden Erde,
Der in der Tropen Glutheschwerde,
Mit nichts als einem Schurz bekleidet! —
Ha, wie der Weiße dich beneidet,
Der, eingezwängt in Rock und Hose,
Zu braten wähnt in eigener Sauce,
Wenn in Australiens Wüstenglut,
Ihm Sonn und Samum wehe tut!“

Ich habe schon schönere Verse geschrieben; aber ich habe für diese eine gewisse Vorliebe bewahrt. Die schlichte Naturwahrheit derselben und die Naivetät der Diction söhnen mich aus mit ihren etwaigen künstlerischen Mängeln, die darin zu rügen wären — — —

Endlich, endlich! — — — Myrtleford ist erreicht, die kleine Eisenbahnstation (die letzte dieser Bahnstrecke)

von wo aus ich meine Tour in die Alpen Victorias an-
trete. Auf ins Freie aus dem dampfenden Coupé! . . .
Wie sauer mir auch diese Eisenbahnreise geworden, die
Fahrt in das Land würde mich reichlich entschädigen für
alles Ausgestandene, das wußte ich!

Ich verließ Myrtleford erst gegen fünf Uhr abends,
nachdem ich ein Bad genommen und eine Stunde ge-
raßt hatte.

Unterdeß war der ersehnte Umschwung im Wetter
eingetreten; der Wind war umgeschlagen, und statt des
ausdörrenden, erstickenden Nordwindes, der über die weiten
unerforschten Wüstenflächen des Inneren daherbrausend,
wie mit qualmendem Atem eines feurigen Drachen über
Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt hinschnaubt, hatte sich
ein herrlicher, lebenshauchender, schauernd frischer Südwind
aufgemacht, — dieser Erlösungsodem, den, wenn unsere
Spannkraft am äußersten Extrem angelangt zu sein glaubt,
die blaue See uns mitleidsvoll herüberschickt.

Da saß ich denn im leichten Gefährt und rollte dahin,
durch die sich vor mir öffnende, anmutige Hügellandschaft.

War das noch Australien, der entlegene Weltteil, in
welchem mein Fuß manch steinige Wüste, manch jungfräu-
lichen Urwaldgrund betreten, — oder hab' ich das alles
nur geträumt, und ich bin im Herzen Deutschlands . . .
ich fahre etwa durch Thüringen dahin, zwischen breiten
Talgründen und bewaldeten Hügeln, wie die hier einzeln
auftauchen, dort in Ketten aneinander gereiht vorüberziehen.

Der Weg schlängelt und windet sich, bald hier, bald
dort, um einen vorragenden Bergkegel; jetzt scheint er vor uns
zu enden, dann wieder eine Wendung — und wieder er-
schließt sich ein langes, schmales, trauliches Tal und nimmt
uns auf.

Ab und zu ein schmuckes Häuslein mit einem weiten Obstgarten daneben . . . hier und da ein Weiler, ganz in Grün versteckt, nur der Kirchturm ragt über die Baumwipfel empor . . . wieder ein neues Tal, von waldigen Hügeln umschlossen! . . .

Ja, wenn das so weiter geht, dann komme ich hier schließlich auf Ilmenau hinaus, und ich werde in der Abendkühle hinaufwandern zum Goethe-Häuslein und von alten Zeiten träumen und vom großen Geiste, der das schlichte Wort gefunden:

„Warte nur, balde, balde,
Ruhest du auch!“

und von all den großen Greisen, durch deren Seelen es seitdem je und je geläutet:

„Warte nur, balde,
Ruhest du auch!“

und von den Zeitepochen, die da zur Ruhe bestattet sind gleich den teuren, großen, schlichten Greisengestalten.

Es ist schier verwunderlich, wie gut sich's träumen läßt, wenn man so still dahinfährt durch die schöne Gotteswelt, und ist mal wieder ein wenig allein mit der trauten Natur, und sie lacht einem so recht voll und warm in die Seele, daß einem das Herz nur so aufgeht in Liebe und Vertrauen zu der Allmutter.

Nein, ich bin doch noch in Australien. Vor mir, über einer prächtigen, dunkelroten Rastusblüte, schwebt ein reizendes, blitzblaues Bögeln, einer von den niedlichen Honigsaugern, diesen Kolibris Ozeaniens, taucht sein Schnäbelchen in den schlanken Kelch und schwingt sich weiter.

Oh! keine Frage mehr, ob ich in Australien bin:

das Pferd spigt die Ohren und schnarcht, der Kutscher springt im nächsten Moment vom Boock, bückt sich vorwärts unter den Wagen lugend und stößt ein wohlgefälliges Gegrung des Triumphes aus. Wir haben eine lange schwarzege-
sprenkelte Schlange überfahren, die sich gerade über den Weg ringelte, eine von den giftigen „tiger-snakes“ und ich sehe selbst dem Pferdchen die Genugtuung an über seine couragierte That, wie es stampft, sich schüttelt und den klugen Kopf schnaubend emporkirrt!

Sawohl, in Australien! Die Sonne neigt sich dunkel-
rot dem Horizonte zu und in den Zweigen wird es leben-
dig. Ein tolles, übermütiges Gelächter erwacht und jauchzt
durch den Wald. Das ist der kluge, braune Vogel, der
Schlangentöter, den jeder Buschmann schont, mein Liebling
unter den gefiederten Kameraden, welche in den Wäldern
Victorias ihr lustig Wesen treiben; der tolle lärmende
Gesell, der sich jeden Abend vor Lachen ausschüttet dar-
über, wie hübsch die Sonne mit ihm Versteck spielt und
wie sie sich nun stundenlang verschwunden halten wird,
und man wird ganz still im Dunkeln sitzen, gerade als
wäre sie gar nicht da; und auf einmal — hahahaha! —
guckt sie von der anderen Seite vor, ganz verstohlen —
hahahaha! — als ob er's nicht wüßte, daß sie wieder-
kommt, und er lacht, als müsse er bersten vor Vergnügen,
wie sie allmählich ihr rundes, freundliches, glänzendes
Gesicht wieder zum Vorschein bringt — hahahaha, das
lustigste Versteckspiel von der Welt! — Es ist gar nicht
zu sagen, wie lieb der Schelm die Sonne hat! und darum
mag ich den Vogel so gut leiden! es ist doch eine hübsche
Sache, wenn ein Geschöpf mit dem Licht auf so gutem
Fuße steht.

Jetzt ist das Licht verschwunden und wir sind ange-

langt . . . nicht in Ilmenau, aber in Bright, einem abgelegenen, saubern, kleinen Nest, von Bergen umgeben, wo ich mir ein Nachtlager erstehen werde — heute ist erst der 23. Dezember; — und morgen in aller Frühe geht's dann weiter, dem eigentlichen Reiseziel entgegen.

Drittes Kapitel.

Sa, ja, schön sind sie, die Buffaloberge, das unterliegt keinem Zweifel!

Alles so wild emporstrebend, alles so kühn gruppiert, rings sich aufstürmend zu großen, wuchtigen Massenwirkungen, Bergschulter hinter Bergschulter, Höhenzug hinter Höhenzug, bis an den fernen blauen Horizont.

Da ist nicht eine Form, die dich zierlich anmuten würde, kein schlanker Bergkegel, keine lachende Ebene, kein Zug in der ganzen Natur, der dich an ein Idyll erinnert . . . lauter breite, in grandiosem Maßstabe aufstrebende Felsmassen . . . eine Heimstatt für Adler, — nicht für Turteltauben! — —

Sa, ich habe sie lieb, jene wilden unwirthbaren Berge in der Fremde, und als ich am folgenden Vormittag vor dem kleinen Häuslein auf Mount Bernhard stand, welches so niedrig liegt im Vergleich mit all den Höhen ringsum, und meine Blicke hinüberschweifen ließ zum ehrwürdigen Mount Hotham, da blitzte dort etwas so blendendhell im Sonnenglanz, daß mir das Herz im Leibe lachte — ein glänzender Streifen Schnee, hurra!

„Was könnten wir heute abend unternehmen?“ fragten zwei Gymnasiasten, die eine Fußtour hierher gemacht hatten, den alten Hauswirt.

„Heute abend? . . . Well,“ sagte der Alte gravi-

tätisch, „wir könnten einen Psalm singen . . . you could do no better, you know! . . . da liegt die Bibel,“ und er deutete in die Ecke, wo eine große prächtige Bilderbibel auf wurmstichigem Pult lag.

„Ja?“ sagte der ältere der beiden Fußwanderer etwas kleinlaut. „Haben Sie auch andere Bücher?“

„Andre Bücher?“ schnarrte ihn der Alte an: „well — no! was soll ich mit andern Büchern? Einen Kalender hab ich — (bissig) wenn Sie nachsehn wollen, ob Weihnachten am 25. Dezember ist. . . . Andre Bücher, wahrhaftig!“

Der Alte hatte sich geärgert und ging brummend und knurrend ab in die Küche.

Es war gut, daß er ging; denn Boustead war in seinem ‚Hospice‘ Gastwirt, Koch und Hausknecht in einer Person, und solange er nicht in der Küche saß, drehte niemand die Keule, die an der großen Kette überm mächtigen Feuer hing, und die so ziemlich alles war, worauf man rechnen konnte, Weihnachten oder nicht, denn zu einer Suppe schwang Boustead sich nie auf, und das merkwürdige, mit Teiggittern belegte Gebäck, unter welchem besagten Verzierungen eine dunkle, sirupartige Masse schimmerte, dies undefinierbare Gebäck, welches er einem zuweilen als Extra-Beckerbissen aufsticht, versuchte nie jemand zum zweiten Mal.

Ja, lieber Leser, der Hoffnung auf besondere Weihnachtsfestivitäten hatten wir uns zu entschlagen, wenn wir in die Berge gingen, aber heiter und anregend war unser Mittagsmahl nichtsdestoweniger.

Den Präses am Tische machte ein reizender alter Herr, der, wie nur wenige fein durchgebildete Naturen, das Geschick hatte, die verschiedensten Elemente sich mit ihm zu Hause fühlen zu lassen. Er erzählte uns viel von

seinem Besuch in den Mammuthöhlen Amerikas in einer Weise, die mich seine umfassenden Naturkenntnisse sehr wohl erkennen ließ und dennoch so schlicht und anspruchslos, daß er den kleinen Teehändler, der neben ihm saß, animierte, seine Erfahrungen aus Neu-Seeland zum besten zu geben, welches er als armer Krämer zu Fuß durchwandert hatte.

Ob der junge Pfarrer, der aus Wandiligong herübergekommen war, sich noch jenes 24. Dezembers erinnert? Ein schlichter, kleiner Landgeistlicher, aber vor zwei Jahren hatte er Judäa besucht und seinen Christabend in Bethlehem gefeiert. Wie seine Augen leuchteten, als er davon erzählte! Ich versprach ihm, auf der Rückfahrt einen Umweg zu machen und bei ihm einzutehren; er wollte mir das Gläschen Jordanwasser zeigen, das er mitgebracht und Erde von Jerusalem.

Leslie, der etwa neunjährige Junge des alten Herrn, mußte Mal auf Mal einen kleinen Bergvorsprung hinunterlaufen, um einen ‚pitcher‘ herrlich frischen kühlen Quellwassers zu schöpfen; das war der festliche Labetrunk, welcher uns die Kochkünste unsrer alten Teerjacke leichter herunterspülen ließ.

Der Abend war empfindlich kalt geworden und im großen Kamin flackerte ein behagliches Feuer. Ich überließ der übrigen Gesellschaft die beliebten Plätze an der ‚fire-side‘.

„Ich bin ein Kind des Nordens,“ sagte ich lachend; „ich sehne mich darnach, wieder einmal zu wissen, wie Kälte tut.“

Der alte Boustead hatte gerade die Haustür geöffnet, nach dem Wetter auszuschaun. Ein eisiger Windstoß schlug ins Zimmer. Er trat zurück und hörte meine letzte Bemerkung.

„Well, man,“ meinte er bedächtig, „Ihnen kann geholfen werden. Wir frieren hier manchmal gar nicht schlecht im Hochsommer; und ich müßte mich sehr irren, wenn sich zu morgen nicht ein Wetterchen aufmacht.“

„Ach, und wir wollten morgen vormittag“ . . . kam es kläglich von der Seite der beiden Gymnasiasten . . . „ach, was sollen wir dann morgen vormittag machen?!“

„Was ihr machen sollt?“ grunzte Boustead, „liegt im Bett bis Mittag und spart euer Frühstück . . . ich werd' es euch nicht anfreiden.“

Und in sich hinein fichernd über die konsternierten Gesichter der Knaben humpelte er aus dem Zimmer.

Viertes Kapitel.

Es mußte schon gegen Morgen sein, als ich durch den Schlaf knarrende Schritte zu vernehmen glaubte, die sich meiner Türe näherten. Richtig, es wird geklopft. Ich höre die Stimme des alten Hauswirts:

„You northern fellow! you northern fellow!“

„Ja, was ist los?“ rufe ich.

„Now just look out of your window, will you?“
und die knarrenden Schritte entfernen sich wieder.

Ich reibe mir schlaftrunken die Augen. Was hat der alte Kauz vor? . . . ich soll aus dem Fenster sehen? . . . Im nächsten Moment bin ich aus dem Bett gesprungen, stehe mit zwei Schritten vor dem Fenster und habe den Vorhang weggezogen.

Ja, wie beschreibe ich das?!

Der Anblick war so alt — der Anblick war so neu! so einfach und — so überwältigend! und da stand ich und starrte wie gebannt. Ein grau verdeckter Himmel . . . ein feuchtes Fenster . . . und die ganze Luft in solch eigentümlicher Bewegung. . . . Das wallt und drängt sich und wirbelt durcheinander, das erfüllt die Atmosphäre so hoch ich hinauffschauen mag. Es verhüllt die Berge vor meinen Augen, schwebt und wiegt sich und rieselt hernieder, ein flimmerndes Durcheinander — zarte weiße, vergängliche Atome — immer mehr, immer mehr — so weich,

so lautlos — gerade, als müßten die Englein dahinter stehen und sachte, sachte, sachte schütten.

Und ein ganz eigenes, vergessenes Licht verbreitet sich, das Schneelicht . . . so wunderbar befremdend . . . so innig=traut, so herzlich=heimatlich . . . wie ein Mensch nur sowas vergessen kann!

Ich stehe und starre hinaus in das Flockengestöber, aber meine Gedanken sind weit, weit von hier! Ich sehe ein schlichtes Landhaus fern in der alten Welt. . . . Es ist ein grauer Wintermorgen. Das Feuer prasselt im nordischen Kachelofen . . . zwei Kinder reiben sich den Schlaf aus den Augen . . . und die Wärterin ermuntert sie:

„Fix heraus, fix heraus! Heute Nacht ist der erste Schnee gefallen!“

Wie der Blitz ist das Ältere der beiden aus dem Bette und die bloßen Füßchen trappeln ans Fenster „richtig, richtig, der erste Schnee!“

Jetzt kommt auch das Kleinere in seinem Nachthemdchen hurtig hinterher getrottelt und reißt sein Näschchen aus Leibeskräften — aber es reicht nicht bis ans Fenster! und der ältere Bube greift zu „komm, komm, ich werde dich heben! was du schwer bist!“

Aber das große Werk gelingt und das Kleine jauchzt mit „richtig, richtig, der erste Schnee!“

Und das kleinere der beiden Kinder bin ich selbst und — — jetzt stehe ich am Fenster in einem weltverlorenen kleinen Wirtshaus des fernsten Erdteils und sehe nach vielen Jahren die ersten wirbelnden Schneeflocken!

Und das ältere jener zwei Kinder? Ja, das ist seit Monaten von Eis und Schnee umstarrt in der nordischen Kaiserstadt am Newastrande und vielleicht in dieser Stunde . . .

Halt, welche Stunde haben wir denn eigentlich?

Ich greife nach meiner Uhr . . . laß mich rechnen . . . hier stimmen ja selbst die Zeitverhältnisse nicht mehr! . . . Ja, wie ist mir denn? Die haben ja jetzt drüben in Europa gestern abend; es muß zwischen sechs und sieben Uhr sein . . . gütiger Himmel! jetzt brennt ja der Christbaum in jedem Hause daheim!

O wer da hineinschauen könnte und sein Herz erquickten an den mancherlei Szenen der Weihnachtslust.

Da steht in dem einen Heim ein Kleines und sagt artig sein Weihnachtsverschen her . . . im andern sitzt die Mutter am Klavier und Vater und Kinder singen in froher Andacht mit: „Stille Nacht, heilige Nacht“ tönt es geheimnisvoll durch den Raum. Wieder wo anders bringt eine junge Mama ein niedliches Spitzenbündelchen auf dem Arme in die „gute Stube“, ein Kerlchen, das noch kaum das „dumme Vierteljahr“ hinter sich hat; und Papa ist sehr neugierig, was für ein Gesicht Kerlchen zu dem hübschen brennenden Baum machen wird. Kerlchen macht ein sehr dummes Fräzchen und begreift gar nichts von der Geschichte, aber Mama ist entzückt.

„Sieh, wie ernst er aussieht! Sieh, wie ernst er aussieht! Sieh, wie niedlich er ist! Er ist ja noch zu klein, aber nächstes Jahr wird er verstehen!“

Und so ist allenthalben Freude um den Christbaum, auch dort, wo die zwei alten Leute still nebeneinander sitzen und mit solch lächelndem Frieden in den runzelreichen Gesichtern, weit zurückträumend auf den brennenden Baum blicken. Denen siehst du's an, daß sie des Lebens Last und Hitze miteinander getragen haben; da weiß wohl ein jedes von ihnen Bescheid, wo jede Falte im Gesicht des andern hergekommen ist!

„Weißt du noch, wie wir den ersten Christbaum miteinander schmückten? es ist doch neunundvierzig Jahre her! . . . wie die Zeit vergangen ist!“

„Ach ja, und es steht einem doch alles vor Augen wie heute! ich könnte das Zimmer zeichnen! weißt du, das war so furchtbar eng und niedrig und wir lachten wie toll, als der große Baum hereingefahren wurde!“

Die beiden Alten lachten herzlich bei der Erinnerung.

„Ja, und wenn wir den Christbaum noch einmal erleben sollten, dann haben wir goldene Hochzeit gefeiert.“

Und die beiden alten Leute rücken näher zueinander und sitzen still lächelnd da, Hand in Hand, und das Bäumchen brennt und wirft sein weishevolltes Licht auf die alten Gesichter mit den schneeweißen Haaren darüber und auf das Bild hinter ihnen an der Wand, wo sie in steifer, altmodischer Tracht nebeneinander stehen, abkonterfeit vor einem halben Jahrhundert als Bräutigam und Braut, — und auf den eingerahmten Spruch an der Wand gegenüber.

„Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit!“

Törichter Träumer am einsamen Fenster in den Buffalobergen! Willst du da stehen und warten, bis das ganze glänzende Flockengestöber vor deinen Augen von der Sonne wieder weggeküßt wird? — Geh schlafen, törichter Träumer! Danke dem freundlichen Himmel, der dir den trauten, langentbehrten Flockenschauer zum heiligen Christ beschert hat und nimm ein Stückchen Licht von der Festfreude daheim mit hinüber in deinen Morgentraum!

Ein Sommertraum am Embach.

Wie die Sirenen duften um mich her! . . . Nicht „Syringen“, wie manch langes Jahr hindurch, wenn sie mich Lenz um Lenz auf fremden Marken grüßten, — sondern echte, heimische, baltische Sirenen! . . . Himmel, wie wohl das tut! — —

Was ich um mich her sehe, ist nicht gar viel: ein freundliches, einstöckiges Landhaus, mit blanken Fensterscheiben und breiter gastlicher Veranda; ein runder Grasplatz davor, von grüner Hecke eingefast; in der Mitte des Grasplatzes ein weitverzweigter, schattenreicher Kastanienbaum. . . . Ein Stückchen blühendes Gartenland . . . ein Stückchen wogendes Kornfeld . . . hinter mir dunkler Kiefernwald . . . vor mir der blaue Embach, . . .

Ich hab schon mehr gesehen als das! — aber . . . Himmel, wie wohl dies tut!

Kleine Vögelchen schwirren zwitschernd auf und ab im Sirenenbuschwerk: — keine schillernden Kolibris, — keine langgeschnäbelten Honigsauger, wie sie mich so manchen Sommer umgaukelt. . . . Dies hier sind lauter unscheinbare, heimatische Grauröckchen, — nicht halb so schön wie jene; aber weiß Gott, wir stehen auf vertrauerem Fuß miteinander! Das macht, die Bekanntschaft stammt aus frühester Kindheit her . . . alte Beziehungen, so weit man zurückdenken kann! . . . da liegt ein gewaltiger Unterschied drin! — —

Gelt, Herz, hier träumt sich's anders als

„An Polynesiens Küstenfaum,
Am Varra-harra-Strome!“

Ich entsinne mich noch gar wohl meiner ersten Streifzüge an jenen umbuschten Gestaden. Wie war ich gar so begierig, diese neue, fremde Welt kennen zu lernen! Stunde um Stunde verfloß in freudiger Erregung! Die nie gekannte, verschwenderisch üppige Vegetation, — die schillern=den Böglein mit der fremden Farbenpracht, und den fremd=artigen Stimmen — durcheinander summend, pfeifend, hell aufkreischend, ja laut lachend (das ist keine lieentia poetica, lieber Leser! richtig hell aus voller Kehle lachend, wie nur je ein fröhliches Menschenkind!) . . . der ganze Zauber der Tropenwelt . . . die seltsame Stimmung der Busch=Einsamkeit . . . die gewaltig ragenden Baumriesen, — *Wellingtonia gigantea* aufstrebend zu einer Höhe von der ich nie geträumt in meiner nordischen Heimat. . . . Das strömte alles auf mich ein, wie Offenbarungen aus einer Wunderwelt!

Als dann die Seele, müde von all dem Schauen und Genießen, von all dem Leben nach außen hin, sich zurück=ziehen wollte, und ein wenig rasten und träumen, da warf ich mich nieder unter einem dieser reckenhaften, tausend=jährigen Riesenstämme, schloß die Augen, und versuchte zurückzutauchen in die graue Vergangenheit: wie hatte es in diesem Lande ausgesehen, — was für große Taten waren getan, was für hohe Gedanken gedacht worden, in jenen fernen Jahrhunderten, als der Baumpatriarch, in dessen Schatten ich ruhte, erst eine schwankte Gerte war? . . .

Siehe, da tauchte meine Seele in eine weite Ode, — eine gähnende Leere, — ohne Marksteine, — ohne Perspektive, — ohne Horizont! . . . Nichts, nichts, nichts!

Keine Erinnerungen, keine Vergangenheit, keine Traditionen! — —

Da hatte ich ihn herausgefunden, den einen, ver= zweifelsten Mangel, über den man nicht hinwegkommen kann: solch ein funkelnagelneues Land mag ja sehr, sehr viel für sich haben, aber — es weiß einem nichts zu erzählen! Wie viel neue Eindrücke uns auch durch die äußeren Sinne zugeführt werden mögen — — ein suchender, innerer Sinn hungert und dürstet dabei, und findet keine Nahrung. Der Phantasie fehlt jeder leitende Faden, jeder Anknüpfungspunkt für ihre intuitiven Vermittlungen; und die Seele, das Kind der Ewigkeit, fühlt sich einsam und fremd, in einer Welt die sich sozusagen nur auf gestern und heute zu besinnen weiß. — — —

Jetzt liege ich behaglich im heimischen Grün, und die Phantasie spinnt ihre Vergleiche zwischen hüben und drüben. — —

Ein Marienkäferchen stört mich in meinen Gedanken, — das „Erlenjüngferchen“ der Esthen; es ist auf meine Hand geschwirrt, hat die glänzendroten, schwarzpunktirten Flügelchen eingezogen, und sich häuslich niedergelassen.

Das alte Sprüchlein, mit welchem esthnische Kinder es seit Jahrhunderten befragen, drängt sich mir unwillkürlich auf die Lippen:

„Erlenjungfer, Erlenjungfer,
Woher wird der Krieg uns kommen? . . .
Ob von Dorpat, ob von Reval?“

murmelte ich halblaut.

„Dorpat? . . . Reval?“ wiederholte plötzlich eine rauhe Stimme dicht neben mir:

„Dorpat? . . . Reval? . . . so was gibt's ja gar nicht.“
Ich fuhr herum und starrte den Sprecher an! Eine

unheimliche herkulische Gestalt, wie ich noch keine gesehen, — die gewaltigen Glieder in einen zottigen Mantel gehüllt, einen Tannenbaum wie eine Keule über die Schulter geworfen, stand vor mir.

„Wo kommst du her?“ fragte ich stockend, von einem unheimlichen Schauer ergriffen.

Der wildblickende Fremde warf sich neben mir ins Gras . . . Gütiger Himmel, welche Riesendimensionen! Er hätte mich in die Tasche stecken können, wie Knecht Ruprecht die unartigen Kinder!

„Ich wohne hier gleich nebenan, — im Urwalde,“ erwiderte er leichtthin.

Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn. — Ich hatte es offenbar mit einem Irrsinnigen zu tun; noch dazu mit einem von Gigantenkraft. — „Nur nicht den Kopf verlieren,“ wiederhole ich mir leise; (ich fürchte mich nämlich unbeschreiblich vor Irrsinnigen).

„Im Urwalde?“ stammelte ich, mit erheuchelter Anteilnahme, und versuche ein Lächeln auf meine bebenden Lippen zu zwingen. „Das ist ja sehr interessant. . . . Da haben Sie es immerhin ein wenig weit nach Hause.“ (Es war sicherer ihn recht höflich mit „Sie“ anzureden, man weiß nie was derlei Kranke übel nehmen.)

„Ein weiter Weg,“ begann ich noch einmal, — und jetzt lächelte ich ihn tatsächlich an. (Vielleicht gelang es mir ihn zu bewegen, sich gleich auf den Heimweg zu begeben . . . mein Herz zitterte in der erhebenden Hoffnung!)

„Weit, Trottel?“ lautete die derbe Antwort. „Sieh dich doch mal um!“

Meine Kniee schlotterten! „Nur begütigen, — nur begütigen,“ tönte es in meiner Brust. — Und demgemäß,

ob auch vor Angst dem Tode nah, blicke ich mich sofort gehorsam um. —

Aber wer beschreibt mein Entsetzen?!

Ich starrte nach allen Himmelsrichtungen, — dann wandte ich mich ratlos wieder zu dem Riesen an meiner Seite. Nein, er war nicht irrsinnig, der gewaltige Ur-mensch neben mir! Wenn hier einer von beiden irrsinnig war, so konnte nur ich es sein: denn wo ich mir eingebildet ein freundliches Landhaus zu sehen, — — Gras-platz, Sirenenbüsche, Gärten und Kornfelder, — da war nichts weiter, als unabsehbarer Urwald.

Mein Gefährte ließ mir keine Zeit zum Nachdenken.

„Es ist Abend geworden,“ sagte er, „die Stunde nahe, wo die Tiere des Waldes an den Embach kommen zur Tränke. Ich habe hier ganz nahe einen so hübschen Lug-aus; wenn du Lust hast, kannst du sie von dort aus beobachten, Trottel,“ fügte er wohlwollend hinzu.

Ehe ich recht wußte wie mir geschehen, fand ich mich auf einem balkenartigen Hochsitz, in der Krone eines mächtigen Eschenbaumes. Der roh gezimmerte Sitz war mit einer Art Brüstung versehen, über die, mich vorbeugend, ich weite Umschau halten konnte.

Es war hohe Zeit für uns gewesen, uns zu verbergen; denn schon begann das nächtliche Leben des Waldes.

„Erst kommt das kleine Getier,“ hatte mein Kamerad gesagt, und nach leisem Rascheln und Knacken im Unterholz trappelte es hinab an den Embach. Das waren die schlauen Rotröckchen mit den flugen Spitzbuben-Gesichtern, der schmalen Schnauze und buschigen Rute, welche zuerst ihr Wesen trieben, sich satt tranken und im Mondlicht spielten. Ich konnte sie ganz genau beobachten und ihren

lustigen Sprüngen folgen. — Weiter oberhalb, aber zu sehr im Schatten, um genau unterschieden zu werden, sah ich noch anderes, kleines Getier; vielleicht ein paar krummbeinige Dachsfamilien, die gleichzeitig ihren Durst löschten.

Nicht lange, nachdem die Füchse vom Schauplatz verschwunden waren, kam ein lauterer ‚trab, trab, trab, trab‘ durch den schweigenden Wald näher. Das tönte so dumpf, so sonderbar beängstigend in die süße, nächtliche Stille hinein. . . .

‚Trab, trab, trab, trab‘ . . . näher und näher . . . ein Getrappel von vielen Füßen. . . . Und jetzt erscheinen sie auf dem mondbeglänzten Plan —: ein Rudel Wölfe mit rotsfunkelnden Augen! Hinab geht es ans plätschernde Wasser, an die hell im Mondlicht schimmernden Fluten des Embach. —

Jetzt haben auch sie ihren Durst gelöscht, die grauen, zottigen, unheimlichen Söhne der Wildnis, und sind wieder im Dickicht verschwunden.

Eine kleine Weile ist lautlos verstrichen, — da tönen schwerere Schritte durch den Wald. ‚Schlapp — schlapp — schlapp — kommt es gewichtig durchs Dickicht — ein Knicken und Brechen der Äste . . . und jetzt — das ist kein kleines Gelichter mehr: voll umflossen von des Mondes Silberschein tritt ein mächtiger Elch zwischen den Stämmen hervor! Ein zweiter Elch folgt, — beides Prachtexemplare, mit breiten vielgezackten Schaufeln!

Sie schreiten hinab zum Wasser, die imposanten Gestalten, geraden Weges in die lockende Flut. — Diese trinken nicht nur, wie die Gruppen, die vor ihnen hier gewesen: sie baden sich! ich sehe wie wohl ihnen ist, in dem kühlen, feuchten, beweglichen Element. — Etwas weiter rechts in der Richtung sehe ich ein paar Tiere mit ihren

Kälbern; sie haben auch getrunken, sind auch ein Stück ins Wasser hineingeschritten, ziehen sich dann aber wieder vorsichtig ins Dunkel zurück. — Die beiden Elche aber können sich nicht so schnell von der wohligen Flut losreißen. Sie schwimmen hin und her . . . sie wälzen sich . . . sie spritzen und plätschern, — sie spielen buchstäblich mit den rauschenden Wassern, die da klatschen und hoch aufsprühen um sie her!

So treiben sie es vielleicht zwanzig Minuten oder noch länger. Da plötzlich — mitten im wohligen Spiel — was ist das? Ich sehe wie beide Elche auf einmal stockstill halten — — lautlos — — regungslos! Dann ein Schnupfern . . . ein Wittern . . . der Kopf ist vorgestreckt . . . die Ohren gespitzt: sie lauschen angestrengt in die Nacht hinein! — Jetzt ein paar gewaltige Sätze, — das Wasser sprüht hoch auf! — und mit zwei Sprüngen sind sie am Ufer, jagen über die Lichtung in langgestrecktem Lauf und brechen in den Wald rechts.

Und nun, da sie verschwunden sind, vernehme auch ich, von links her, das Geräusch, das sie davongescheucht hat.

Das klingt anders als alles Vorhergegangene! Das wälzt sich näher, — schwerfällig, — wuchtig, — den Boden erschütternd. Schwere Äste splintern und brechen, — junge Stämmchen krachen und ächzen, — näher, immer näher. . . . Ein Pusten und Stöhnen . . . ein Schnaufen und Brummen . . . und aus dem Dickicht bricht ein riesiger schwarzer Bär, der König der nordischen Wälder! —

Ich hatte über dem gespannten, staunenden Interesse, mit welchem ich dieses Leben des Urwaldes am Embach belauschte, meinen seltsamen Gefährten, den fremdartigen Waldmenschen, ganz vergessen gehabt.

Jetzt aber erinnerte er mich durch ein plötzliches Laut-
aufklachen an seine Gegenwart.

„Das ist der Richtige!“ rief er lachend. „Das ist
mein Gefell! . . . mit dem will ich ringen!“

Ich wandte mich schnell und blickte empor an der
reckenhaften Gestalt mir zur Seite. Wie prächtig sie hinein-
paßte in die primitive Wildnis um uns her! Jede Spur
von Scheu vor dem Fremden war aus meiner Brust ge-
schwunden; mit Bewunderung betrachtete ich diesen Typus
rauher Urzeitkraft!

„Fürchtest du den Bären denn gar nicht?“ fragte
ich aufmerksam.

„Ihn fürchten, Trottel?“ Der Riese lachte sorglos.
„Ich fürchte weder den Bären der Wildnis, — noch die
Hexen in esthnischen Waldhöhlen, — noch die finnischen
Zauberer!“

Schweigend betrachtete ich ihn noch einen Augenblick.
Dann fragte ich plötzlich:

„Sage mir, wer bist du eigentlich?“

„Wer ich bin?“ — Er neigte das mächtige, von blonder
Mähne umwallte Antlitz tief herab, um mir voll ins Ge-
sicht zu schauen. Seine blauen Augen blickten nicht ungütig:

„Ich bin Kalew, mein Trottel, — hast du nie von
mir gehört?“

„Held Kalew,“ stammelte ich in staunender Ver-
wirrung: „Ich glaubte . . . ich hatte gehört . . .“ Ich
konnte meine Gedanken nicht recht sammeln! „Ja, —
Held Kalew soll doch in Reval unterm Domberg begraben
liegen,“ sagte ich endlich.

„Reval?“ lachte der Fremde wieder: „Torheiten! . . .
so was gibt es ja gar nicht!“

„So was gibt es ja gar nicht“ . . . Ich dachte über

die Worte nach, aber sie erschreckten mich nicht mehr. — Er hatte Recht. Ich war mir plötzlich darüber klar geworden, daß ich bisher in einem Irrtum hingelebt. Ich hatte mir ja bis zur Stunde eingebildet, im Zeitalter der Maschinen und Fabriken zu leben. — Nicht die Spur davon! Ich lebe im Zeitalter der Heroen und Zauberer. Der vor mir stehende Riese Kalew hat mir das mit einem Schlage klar gemacht!

Keval! . . . natürlich existierte solch ein Ding nicht! — Das verbannte Dänenkind, welches die Stadt dieses Namens einst gründen würde, war ja noch gar nicht übers Wasser gekommen. — —

Wie finster es mittlerweile geworden ist um mich her! Aber jetzt flammt fern am Horizont ein riesiges Feuer auf; himmelhoch sehe ich die Lohe empor schlagen! . . . Ich weiß in wunderbarer Umgebung auch sofort was da brennt: Das ist das Schiff der Königstochter des Nordlandes, die den esthnischen Prinzen befreit hat, aus dem Banne jenes mächtigen Zauberers, welcher ihn gar so lange auf wüstem Eiland gefangen gehalten. Sie hatte das Schiff erbaut, unter geheimnisvollen Beschwörungen und Zauberformeln; hatte es gefeit gegen Sturm und Wogenbrandung und gegen die verborgenen Kräfte des feindlichen Magiers. — So hatte das mutige Königskind den Herzallerliebsten befreit und war ihm gefolgt über die grünlich schimmernden Wasser bis an die walddreichen Gestade des teuren Baltenlandes.

Und wie sie hier angelangt, am Johannistage, und das Land erblickt, mit herrlichen Laub- und dunkeln Tannenswäldern, — mit weißen Dünen und grünen Hügelreihen, — mit blauen Strömen und spiegelklaren Seen, — alles verklärt vom späten Sonnenrot, — — — da haben sie

aufgejauchzt und haben das Schiff verbrannt, um nie, nie wieder von dannen zu gehen! — — Zum Andenken an jenen Tag werden die späten Enkel noch Johannisfeuer brennen an baltischen Gestaden!

Ich weiß das alles! ich habe mich vollständig zurechtgefunden. Es ist merkwürdig, wie leicht man alle Vorgänge zu plazieren weiß, wenn man sich nur erst darüber klar geworden ist, in welchem Zeitalter man lebt. Aber das muß eben unbedingt vorangehen! das ist der erste Schritt. — —

Nun, ich bin jetzt ganz orientiert. Aber — sonderbar . . . die Szenerie um mich her hat sich plötzlich verwandelt und — — es ist ja auch heller Tag. . . . ganz kurios! Aber derlei Übergänge müssen im Zeitalter der Heroen und Zauberer wahrscheinlich viel unvermittelter vor sich gehen, als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe, zu beobachten.

Wie dem auch sei, — jedenfalls ist es ein köstlicher Sommermorgen, der mich umgibt; die Erde dampft nur so dem Licht entgegen und ein frischer würziger Waldgeruch schauert zu mir herüber!

Das Wasser funkelt und glitzert in den Strahlen der Sonne, — aber wie vollständig hat die Szenerie des Ufers sich verändert: ferne sehe ich Dörfchen mit ragenden Kirchtürmen; reisende Kornfelder wogen auf weiten Ackern und ein wohlgehaltener Weg führt an saftigen Wiesengründen entlang. —

Mein nächtlicher Gefährte ist verschwunden, — wie der Urwald, in welchem seine Heimstätte war; ich sehe niemanden, an den ich auch nur eine Frage richten könnte.

Ich werde aufs Geratewohl den Weg entlang schreiten und sehen, wohin er führt. Aber schon nach wenigen Schritten halte ich erstaunt inne: bei der ersten Biegung

des Weges ist ein prachtvoller, imposanter, schloßartiger Bau vor mir aufgetaucht mit Mauern, Türmen und Bogengängen.

Ein Augenblick staunender Überraschung . . . dann aber eile ich mit schnellen Schritten näher.

Jetzt kommen in der Ferne zwei Gestalten vom Embach herauf . . . Gestalten in langen Gewändern. . . Sind das Bäuerinnen in dunkeln Jacken und Röcken? Ich beschatte meine Augen mit der Hand gegen die Sonne, die mich blendet — — nein, jetzt hab ich's: Mönche sind das! Mönche in langen, braunen Kutten! Auf der Schulter tragen sie Angelruten und einen Korb mit Fischen in ihren Händen.

Unterdessen bin ich auch schon vor dem prachtvollen, schloßartigen Gebäude angelangt, — — ich sehe Mönchsgestalten, das Brevier in Händen, in beschaulicher Stille dahin wandeln durch die schattigen Bogengänge . . .

Jetzt öffnet sich mir gegenüber ein Portal, und behutsam geführt, tritt ein hoher Greis aus demselben. Im Freien angelangt, bleibt er stehen, und wirft das Haupt in den Nacken mit tiefem Atemzuge die laue, durchsonnte Luft einsaugend. Auf dem tiefgefurchten Antlitz des wohl achtzigjährigen Mannes, spielen die warmen Strahlen der Sonne, — aber seine Augen bleiben groß geöffnet . . . wie es nur lichtlose Augen im Stande sind. — Ich sehe wie sein Führer ihn langsam zu einer Bank hingeleitet. Nachdem er sich niedergelassen, gibt Jener ihm einen Stab in die Hand und läßt ihn allein.

Die beiden angelnden Mönche sind mittlerweile an meiner Seite angelangt. — Ich neige mich grüßend.

„Pax vobiscum“ tönt ihre Antwort zurück.

Ich trete jetzt auf den mir Zunächststehenden zu.

„Mit Verlaub, würdiger Bruder, könnt Ihr mir sagen, wo ich bin?“

Der Gefragte sieht mich befremdet an:

„Dies ist das weitberühmte Kloster Falkenau, am Embach. Kennt Ihr es nicht, Fremdling?“

„Das Kloster Falkenau am Embach?“ wiederhole ich sinnend. . . . Aber ich habe mich nachgerade an Über-
raschungen gewöhnt.

„Vielen Dank, würdiger Bruder. Und noch eine Frage wollet mir zu Gute halten. Wer ist der greise, blinde Klosterbruder, drüben auf der Bank, hinter der Ulme?“

Des Mönchs Auge folgt meinem Blick.

„Das ist der Erbauer des Klosters,“ sagt er mit leiserer Stimme: „Herrmann, der erste Bischof von Dorpat.“

Dorpat! . . . Also ich hatte doch Recht: es gibt ein solches Ding . . .

Wie entsetzlich heiß die Mittagsglut geworden ist! — Und die ganze Atmosphäre sonderbar bleiern und trübe! . . . Schwere Gewitterwolken haben sich ringsum zusammengeballt.

Und dort! . . . Rauch und Feuerschein! . . . Da muß eben der Blitz eingeschlagen haben. —

Der Blitz? . . . Nein, das flammt ja in den verschiedensten Richtungen, und — oh, welche Verwüstung! . . . Nein, das ist nicht ein Ungewitter, welches dahingezogen übers blühende Land: das ist die Kriegsfurie, die hier gehaust hat!

Die Äcker liegen wüst, — die Saaten sind zerstampft, — alles niedergetreten! . . . am Horizont lodern brennende Dörfer! flüchtende Scharen bergen sich in Wäldern und Höhlen!

Ein altes Mütterchen ist am Wege zusammengesunken,

und liegt hilflos wimmernd da. Ich sehe sie die Hände ringen, nach der Richtung zu, in welcher die Thürme von Dorpat schimmern müssen.

„Zum elften Mal! zum elften Mal!“ ruft die Greisin einmal übers andere, mit von Tränen erstickter Stimme.

Ich kniee neben dem armen alten Geschöpf nieder, von Mitleid überwältigt; ich versuche ihr Haupt empor zu richten, ihr vom Boden aufzuhelfen. Endlich frage ich nach der Bedeutung ihrer Worte. — Sie sinkt schlaff zurück, und jammert wieder — „zum elften Mal! zum elften Mal!“ Dann blickt sie mir beweglich ins Gesicht:

„Ach, Herr, die erste Erinnerung aus meiner Kindheit ist, wie ich Dorpat in Flammen aufgehen sah, und wir durch Blut und Gemetzel und Feindesscharen in die Wälder flüchteten, das nackte Leben rettend! — Damals war ich kaum vier Jahre alt — — — aber ich habe das Bild nie vergessen! . . . Und später — o Gott, ich trug noch kurze Röckchen, so waren sie wieder da, die wilden Scharen, — und ich sah Dorpat zum zweiten Mal in Flammen aufgehen! — — Und dann wieder und wieder . . . Mord und Brand, Elend und Verwüstung — — — Jetzt bin ich fünfundachtzig Jahre alt, und habe nur noch darauf gehofft mein Haupt in Frieden zum Sterben hinzulegen, — da — da — — zum elften Mal! zum elften Mal!“

Erschüttert, — schauernd stand ich neben der Unglücklichen. War es möglich? Dorpat ein Raub der Flammen? Dorpat zerstört zum elften Mal, während der Dauer dieses einen, schwergeprüften Menschenlebens! Wo hatte ich meine Tage hingebracht, daß ich davon nichts gewußt noch vernommen?!

Doch jetzt war nicht die Zeit darüber nachzudenken; hier galt es Hilfe schaffen!

Ich blickte zweifelhaft die Straße hinunter: augenblicklich war nichts von Reifigen, oder Flüchtlingen wahrzunehmen. Ich werde den ruhigen Moment benutzen, und schnell vom Embach Wasser holen, die erschöpfte Greisin zu beleben.

Da wird in der Ferne eine Staubwolke sichtbar . . . sie nähert sich eilends . . . *sauve qui peut* wenn das Feindescharen sind! Ich verberge mich hinterm Ellernbuschwerk, und spähe scharf aus.

Da — jetzt schimmert es deutlich durch die sich teilenden Staubwolken: ein langer Zug kommt näher, auf prächtigen, schraubenden Rossen; das sieht mehr einem Festzug ähnlich, als einer Kriegsrötte. Es naht eine glänzende Reiterchar, in wehenden weißen Mänteln . . . auf der Brust ein schwarzes Kreuz . . . mächtige, verschollene Streitlanzen in Händen, die Spitzen auf den Steigbügeln ruhend, — die schwarzweißen Bändeliere lustig spielend im Sonnenschein.

Sie ziehen dahin, waffentlirrend, eisenumstarrt, und die Erde erdröhnt unter den Hufen ihrer Rosse!

Aber durch mein Herz zittert eine seltsame Bewegung: mir ist, als wenn ein Stück Weltgeschichte hier feierlich an mir vorüberzieht. — —

Jetzt hinter ihnen ein einzelner Reiter, — langsam näher kommend — eine kraftstrotzende Gestalt:

Um die markigen Glieder fällt in malerischen Falten ein roter Sammetmantel von Hermelin eingefast; unter demselben schimmert blendendhell im intensiven Sonnenlicht das weiße Ordensgewand. Stolzer Federschmuck wiegt sich auf dem Barett, — und das Antlitz darunter — — ich kann die Züge nicht genau unterscheiden, aber mir ist, als müßte ich das Gesicht kennen. . . . Ich strengte mich mit

aller Macht an, klar zu sehen, — jetzt . . . jetzt . . .
,Walter von Plattenberg!'

Ich hab in meinem Eifer den Namen laut ausgerufen! aber — — das ganze Bild ist zerflossen vor meinen sehenden Augen, oder richtiger gesagt, es hat sich in ein anderes verwandelt.

Ordensritter? Heermeister? . . . Wo hab ich das zu erblicken gewöhnt?! Davon ist ebensowenig eine Spur wahrzunehmen, wie von der Kriegsfurie und der ver-schmachtenden Greisin am Wege!

Nur eine Reiterschar sprengt wirklich vorüber, — aber welch anderer Aufzug ist das! Junges Volk in Kanonens-tiefeln, bunten Farbenbändern und Studentendeckeln . . . lustige Korpsbrüder aus der jungen baltischen Univer-sitätsstadt.

Voran — in ‚vollem Wicks‘ — reiten die Char-gierten; und der eine, der eben so hell und übermütig auf-lacht, — — ja wahrhaftig . . . das ist ja mein eigener Großvater! Nicht wie er mir im Gedächtnis steht; aber wie ich sein Jugendbild unzählige Male als Kind auf dem Schreibtisch meiner Großmutter bewundert habe!

Ich folge jeder Bewegung mit angespannter Auf-merksamkeit: sie sind abgestiegen . . . sie lagern sich im Grün . . . sie werden ein Lied singen:

„Und in Dorpat,

Da haben sie Mut und Kraft“

bricht es jauchzend aus den frischen jungen Kehlen!

Ich strengte mich an, mitzusingen . . . es will nicht gehen! Ich komme nicht recht hinein: der Rhythmus ist allgemach ein anderer geworden . . . auch die Melodie hat sich verändert. . . . Kenne ich das Lied noch? — Selbst die Stimmen sind nicht mehr dieselben, — der

Timbre ist ein ganz anderer . . . mir ist, als höre ich jetzt Frauenstimmen.

Immer weicher wird die Weise, — immer träumerischer! — Wie wehmütig süß das zu mir herüber tönt, — wie sagenhaft vertraut! . . . und jetzt kann ich auch endlich die Worte verstehen; wunderrein und deutlich schweben sie daher auf Windesflügeln:

„Embach, Embach rauscht im Traume, —
Spricht im Schlummer, raunt und flüstert;
Raunt von alten Urgeschichten . . .
Flüstert von vergangenen Tagen!

Wer am Embach eingeschlafen,
Wenn die Glut der Abendsonne
Rötlich färbt die Kiefernstämmе,
Der versteht der Fluten Sprache . . .
Hört den Sang der Wassergeister, —
Sieht die Bilder, die sie weben!
Sieht die fernen bunten Bilder,
— Alte Ur-Erinnerungen —
Leis' im Traum vorübergleiten . . .“

Ich saß aufrecht und rieb mir die Augen . . .

Ethnische Mädchen gingen vorüber; ihre blonden Zöpfe glänzten in der Abendsonne; sie sangen mit hellen Stimmen.

Ob sie jene Worte gesungen . . . oder ob die Wassergeister in der blauen Tiefe?

Ich kann es nicht sagen! — — —

Die Kiefernstämmе schimmerten tiefrot in der Abendglut, — der träumende Embach blitzte und funkelte, und ein weißes Segel glitt langsam über den Wassern dahin.